

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Sclaverei in Amerika.



Sclaverei in Amerika

oder

Schwarzes Blut.

Von

Armand.



Erster Band.

Die Quadrone. — Die Mulattin.

Hannover.
Carl Rümpler.
1862.



Druck von August Grimpe in Hannover.

Seiner Majestät

dem Könige von Preußen

Wilhelm I.

in tiefster Ehrfurcht

allerunterthänigst gewidmet.



Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät haben in Gnaden mir zu gestatten geruht, Allerhöchstdenenselben das nachfolgende Werk ehrfurchtsvollst widmen zu dürfen.

Wenn meine allerunterthänigste Bitte um diese Gnade durch den Wunsch veranlaßt wurde, Ew. Königlichen Majestät meine höchste, vollkommenste Verehrung an den Tag zu legen, so fühle ich mich jetzt gedrungen, Allerhöchstdenenselben mein innigstes Dankgefühl für die mir huldreichst erwiesene Gnade auszusprechen.

So wie des Dichters Streben auf Veredelung, auf Vervollkommnung gerichtet sein muß, so kann er

auch nur in der Huld des Erhabensten, des Edelsten seinen schönsten Lohn finden.

Indem ich hierdurch meiner unbegrenzten Verehrung, meiner endlosen Dankbarkeit Worte gebe, ersterbe ich in tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät

alleruntertänigster treu ergebenster

Friedrich Armand Strubberg.

Die Quadrone.

I.

Der Himmel, der sich beinahe das ganze Jahr hindurch rein und durchsichtig blau über dem Golf von Mexico, dem schönsten Gewässer der Erde, wölbt, war an einem Oktobertage mit schweren Wolken bedeckt, die gegen Abend immer eiliger und immer niedriger vor dem heftigen, rasch an Gewalt zunehmenden Wind über die Wogen hinjagten und das Tageslicht in ein schauerliches Düster verwandelten. Die See ging hohl, die Wellen waren wie zu Bergen angewachsen und warfen ihren weißen Schaum zischend in die jähen Schlünde hinab, die sich zwischen ihnen aufthaten.

Ein kleines Schiff mit nur einem Mast, an welchem das ungeheure Segel, welches den Amerikanischen Schooner bezeichnete, bis zu seiner Mitte heruntergelassen und durch Zusammenbinden um die Hälfte verkleinert war, kämpfte gegen die Macht der Elemente, schoß bald jählings in die Tiefe hinunter, als wollte

es sich unter dem nächsten Wasserberg begraben, und schwebte bald wieder von Schaum umsprüht auf dem Gipfel der nächsten Woge.

Der Seemann, der über der kleinen Kajüte am Ruder stand und das Schiff in seinem verzweifelten Laufe lenkte, war ein kräftiger, aber nicht großer junger Mann, dessen blitzende schwarze Augen den heranrollenden, Gefahr drohenden Wogen kühn und trotzig entgegensahen. Bald links, bald rechts stemmte er seine ganze Kraft gegen das Steuer, um mit der Spitze seines Fahrzeuges den Wellen zu begegnen. Er hatte Hut und Rock von sich geworfen, der Wind wühlte in den weiten Ärmeln seines weiß und roth gestreiften Hemdes und umsauste seine kräftige nackte Brust, während seine glänzendschwarzen Locken sein Haupt wild umwehten.

Zwischen dem Pfeifen und Rasseln des Sturmes in dem Tauwerk des Schiffes wurden wiederholt Klagelaute, Jammertöne und Methodistenhymnen hörbar, die aus dem untern Raum des Fahrzeuges hervorschallten, in welchem zu beiden Seiten an den hölzernen Wänden eine Reihe von Negern mit Ketten angeschlossen war. Kein Lichtstrahl drang in diesen Raum, denn alle Oeffnungen und Zugänge zu demselben waren dicht geschlossen, das gewaltige Arbeiten und rasche Herüber- und Hinüberschwanken des Schooners aber, so wie das

Donnern und Krachen, mit welchem sich die Wogen gegen dessen Seiten warfen, ließ die dermaligen schwarzen Bewohner dieses finstern Aufenthalts die Lage vermuthen, in der sich das Fahrzeug befand.

„O Lord, have mercy!“ („O Gott, habe Erbarmen“) „Jesus Christ, save us!“ („Jesus Christus, errette uns“) jammerten und stöhnten die Sclaven und klammerten sich fest aneinander, denn mit jedem neuen Wellenschlag erwarteten sie, die Wände durchbrechen und das Wasser hereinströmen zu sehen.

Der Sturm zog vom Weltmeer über Florida her dem Schiff entgegen, denn dieses strebte der Küste jenes Landes zu und mußte, um dieselbe zu gewinnen, auf und nieder laviren.

„Zieht das Segel etwas höher auf!“ schrie der Mann am Steuer den Leuten, die bei dem Maste standen, durch den Sturm zu und warf sich mit aller Gewalt gegen das Ruder, um das Schiff möglichst scharf gegen den Wind zu bringen.

„Wir segeln in den Grund, wenn wir mehr von dem Segel sehen lassen, Herr Weston!“ antwortete der Steuermann.

„Verdammt, so gehen wir zusammen zur Hölle — auf mit dem Segel!“ schrie Weston wieder und stampfte wüthend mit dem Fuß auf den Boden.

„O Lord — O Jesus Christ!“ jammerte es unten im Schiffsraume, während die Matrosen sich an das Tau hingen und mit ihrem monotonen „O — hio“ das Segel höher zogen.

Das Schiff, jetzt mehr der Gewalt des Windes preisgegeben, neigte seinen hohen Mast weit über die See hinaus und jede neue Welle stürzte ihren Schaum zischend über sein Verdeck, doch Weston hielt es mit eiserner Faust gegen die Fluth an und spähte von jedem Wogengipfel nach der Küste von Florida hinüber, die jetzt deutlich aus der See auftauchte.

„Laßt das Segel los, um das Schiff zu wenden, mit dem nächsten Umlegen müssen wir die Bucht gewinnen!“ rief er dem Steuermann zu; wenige Augenblicke später flatterte das Segel schlagend und prasselnd hin und her; Weston wandte das Fahrzeug mit der Spitze durch den Wind, und kaum faßte derselbe von der andern Seite in das Leinen, als er es mit solcher Gewalt über die See hinabdrückte, daß die Wellen darüber schlugen und das Schiff auf die Seite fiel.

„God dam!“ hörte man Weston schreien, indem er sowie die Mannschaft sich hier und dort festklammerten, um nicht von der See, die jetzt über das Schiff hinrollte, mit hinweggerissen zu werden.

In der nächsten Minute aber erhob sich der Mast

wieder aus den Wogen hervor und der Schooner stürmte nun parallel mit der Küste über die Fluth hin.

An dem Strand von Florida erhoben sich zu beiden Seiten einer schmalen Bucht, welche sich an der Mündung eines Flusses bildete, Baumgruppen von himmelhohen Fichten, dem Ueberrest des Waldes, der auf diesen Ufern der Axt der Amerikaner hatte weichen müssen und, zu Bauholz und Brettern geschnitten, in die Häfen anderer Staaten von Amerika gewandert war.

Hinter diesen Baumgruppen, die man absichtlich verschont hatte, damit sie den vielen Küstenfahrzeugen, welche diesen Fluß besuchten, als Wegweiser dienen sollten, hob sich das Land hoch über den Spiegel des Golfs, und weiterhin, wo der Fluß eine scharfe Biegung von Norden her machte, stand ein einzelnes Blockhaus an dessen rechter Seite, welches die Aussicht weithin über die See beherrschte. Riesenhafte Bananen streckten ihre ungeheuern Blätter wie schützende Hände über dasselbe aus, und ein Wald von Orangen-, Citronen- und Granatbäumen stieg hinter dem Gebäude und dem Baumwollenfeld an dessen rechter Seite auf, während an seiner linken das Ufer steil nach dem Fluß hinabschoß.

Vor dem Haus, an einen Pfeiler der weinumrankten Veranda gelehnt, stand ein großer breitschulteriger Mann in einem grauen Rock und mit einem grauen

Filz bedeckt, hielt seine Blicke auf die See gerichtet und hob von Zeit zu Zeit ein Fernglas vor sein Auge, um den Bewegungen eines Schiffes zu folgen, welches seine Aufmerksamkeit gefesselt hielt.

„Wenn der Bursche dort unsere Bucht glücklich erreicht, so will ich es loben, denn hierher steuert er, das ist sicher,“ sagte er, nachdem er wieder durch das Glas gesehen hatte, zu einer Frau, welche viel jünger als er zu sein schien und hinter ihm unter der Veranda beschäftigt saß, Baumwolle zu hecheln.

„Jetzt dreht er das Schiff durch den Wind; das geht nimmermehr gut. — Sagte ich es nicht? — Bei Gott, er ist umgeschlagen! Gute Nacht, Mannschaft!“ rief der Mann, die Frau ließ die Hecheln auf den Boden fallen und sprang mit dem Ausruf: „Ach, guter Gott, die armen Menschen!“ an die Seite des Mannes, um auch nach dem verunglückten Fahrzeug auszusehen; aber nirgends konnte man zwischen den übereinander hinstürzenden Fluthen einen Gegenstand erkennen.

„Nein, nein, dort ist das Segel wieder, noch ist das Schiff nicht verloren!“ rief die Frau plötzlich, indem sie mit beiden Händen in die See hinaus zeigte, und setzte dann mit einem tiefen Athemzug hinzu:

„Gott sei gelobt!“

Dann zog sie ihr Umschlagetuch, welches der Sturm

ihr von den Schultern gerissen hatte, wieder um sich und trat unter die Veranda zurück, wo sie mehr vor demselben geschützt war. Sie setzte sich aber nicht wieder zur Arbeit nieder, sondern blieb an dem Eingang des Hauses stehen und blickte nach dem Segel, welches bald über die Wogen schoß, bald wieder von ihnen verschlungen zu sein schien. Sie war die Frau des Mannes in dem grauen Rock, welcher Crawford hieß und diese Farm als Eigenthum besaß. Als junger Mann war er mit einer schönen Mulattin und einem kräftigen Feldneger, die beide ihm als Erbtheil nach seines Vaters Tode zugefallen, aus den nördlichen Staaten hierher gezogen und hatte mit ihrer Hülfe dies Haus erbaut und diese Felder und Anlagen aus einem Urwald geschaffen. Wie es in den sämmtlichen Ländern Amerika's so häufig der Fall ist, hatten er und die Mulattin als Mann und Frau gelebt, sie hatte treulich und fleißig sein Hauswesen besorgt und ihn mit einer Tochter beschenkt, welche sie Leonta genannt hatten. Vor sechs Jahren war ihm die Mulattin durch den Tod entrissen worden, und da sein Kind derzeit noch nicht elf Jahr alt war und seinem Haushalt noch nicht vorstehen konnte, so hatte er sich nach einer weißen Frau umgesehen und seine jetzige unter den vielen Nachbarfamilien, die sich seit seinem ersten Ansiedeln hier in der

Umgegend niedergelassen hatten, gefunden. Sie war eine wirthschaftliche, fein gebildete und sehr verständige Frau, hatte ihm eine Tochter geboren, die jetzt wenig über vier Jahr alt war und Anna hieß, zugleich aber der Quadrone Leonta, freilich den Gebräuchen des Landes zuwider, mit wahrer mütterlicher Liebe sich angenommen und ihr nach besten Kräften eine gute, fromme Erziehung ertheilt. Allerdings konnte sie, nachdem Leonta zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, wenn Fremde das Haus betraten, die Macht des Vorurtheils gegen das afrikanische Blut nicht bekämpfen und mußte dieses Kind ihres Mannes von dem Tisch, ja von dem Sitz in der Stube entfernt halten, obgleich ihr oft das Herz blutete, wenn sie das Mädchen mit einer Thräne im Auge ihrem Wink Folge leisten und das Zimmer verlassen sah. Schon als Kind war Leonta so ungewöhnlich reizend und lieblich und verrieth eine so hohe geistige Begabung, daß sie von den Nachbarn gern gesehen und oft zu deren Kindern als Gespielin geholt worden war, denn die Sclavenkinder werden meist in den Wohnungen ihrer weißen Herrschaften groß gezogen, dienen ihnen zur Unterhaltung, ihren Kindern zu Gespielen und müssen schon, wenn sie noch kaum ein Glas oder einen großen Fächer halten können, gelegentlich einen frischen Trunk holen oder die Fliegen verscheuchen.

Jetzt siebenzehn Jahr alt, war das Mädchen ein Bild der Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit, wie Florida selbst unter den Weißen kein zweites aufzuweisen hatte: groß und schlank, doch dabei voll und üppig gebaut, graziös und elastisch in allen ihren Bewegungen, bescheiden und anspruchslos in all' ihrem Thun. Sie fühlte ihre geistige und körperliche Ueberlegenheit über ihre weißen Mitschwestern und wußte nur zu gut, daß ihre Vorzüge, die ihr als Kind so viel Liebkosungen verschafft hatten, ihr jetzt nur Neid und Mißgunst zuziehen und das Vorurtheil gegen ihre leicht-gelb gefärbte Haut um so härter gegen sie auftreten lassen würden. Sie vermied in ihrer Kleidung, im Ordnen ihres wundervollen schwarzen Lockenhaares alles Auffallende, ja sie schlug oft die großen, dunkeln, langbewimperten Augen nieder und verbarg deren wunderbaren Glanz, um nicht Andere damit zu überstrahlen. Hatte sie eine weiße Rose oder eine Granatblüthe in ihre glänzenden Locken geflochten und es nahten sich Fremde dem Hause, so entfernte sie schnell die Blume und erschien nur dann vor ihnen, wenn ihre Pflegemutter sie dazu aufforderte. Dabei hing sie mit seelenvoller Zärtlichkeit und Liebe an dieser, sowie an ihrer kleinen Halbschwester Anna, und hatte eine tiefe Ehrfurcht vor ihrem Vater, der die liebevolle Behandlung, welche ihr

von seiner Frau zu Theil ward, wohl geschehen ließ, selbst aber solche Gefühle gegen sie nicht kund that. Die Verachtung und der Fluch, der auf der gelben Haut seiner Tochter lag, traf ihn als Vater mit einem Vorwurf, wo und wie auch von der Quadrone die Rede war. Ihr Wissen und Verstand, sowie ihre Schönheit, ihre Reize steigerten diesen Vorwurf noch, denn was für eine Zukunft gab es in diesem Lande für eine Farbige von so seltenen Eigenschaften!

Dennoch gab er ihr seinen Unmuth darüber niemals, weder durch Worte, noch durch Handlungen zu erkennen, hatte sie aber schon von Kind auf daran gewöhnt, daß sie ihre natürliche Zärtlichkeit und ihre Liebkosungen nicht an ihn richtete, und daß sie ihn niemals Vater, sondern immer „Herr Crawford" nannte. Er war überhaupt ein kalter, in sich verschlossener Mann, der wenig Theilnahme für Menschen und Welt verrieth und mit sich selbst zerfallen schien, weil er trotz der vielen Jahre, die er hier zugebracht, doch nicht zum reichen Manne geworden war. Der Neger Sam, den ihm sein Vater hinterlassen, und der den größten Theil der Arbeit auf dieser Farm gethan hatte, war immer noch der einzige, den er besaß, und der Erlös aus der jährlichen Baumwollenernte überstieg noch nicht den Betrag der nothwendigsten Gegenstände, die er während

des Jahres bei den Kaufleuten in der Umgegend auf Rechnung nahm. Er selbst arbeitete wenig, und sein sandiges Land, von Anbeginn karg und unergiebig, war durch die vielen Ernten vollends ausgesogen, und im Vergleich zu andern Ländereien in der Umgebung kaum noch des Bearbeitens werth. Seinem Viehstand hatte er niemals die Zeit gegeben, bedeutend zu werden, sondern immer den jungen Anwuchs geschlachtet, weil in den ersten Jahren seiner Niederlassung, als die Gegend noch großen Ueberfluß an Wild besaß, es ihm zu mühsam erschien, auf die Jagd zu gehen, und er in spätern Zeiten, als das Wild in seiner Nähe nur noch spärlich vorkam, mit seinem Fleischbedarf ganz auf seinen Viehstand angewiesen war. Anstatt selbst das fette Kienholz, womit er sein Land reichlich bedeckt fand, zu fällen und als Bauholz oder zu Dielen geschnitten in New-Orleans für einen hohen Preis zu verwerthen, verkaufte er es an neue unternehmende Ankömmlinge auf dem Stamme für eine Kleinigkeit und sah später, daß diese Leute wohlhabende Nachbarn von ihm wurden. Sogar sein Stück sandiges Land hatte er sich aus dem Grunde der leichtern Bearbeitung gewählt, als es ihm noch auf fünfzig Meilen Weges frei stand, den kräftigsten und schwersten Boden auszusuchen. Jetzt freilich war es zu spät, alle diese Fehler wieder gut zu machen, und das Gefühl, daß

seine eigne Schuld ihn so weit hinter seine Nachbarn zurückgesetzt hatte, ließ ihn mit sich selbst und mit der Welt zerfallen.

Nicht, um das Schicksal des Schiffes zu verfolgen, welches mit der tobenden Fluth kämpfte, war er heute hinaus vor das Haus getreten, sondern weil er gern die Natur in ihrem Zorn betrachtete, die so mehr mit seiner Seelenstimmung in Einklang war, als wenn sie ihm die Pracht, die Herrlichkeit, die sie um ihn geschaffen hatte, im goldnen Sonnenlichte zeigte; der Sturm, wie er sein Haar zerzauste und sich um seinen Körper preßte, that ihm wohl, und ohne Theilnahme für die Schiffer blickte er nach dem Segel, dem jede Sturzwelle das Grab zu bereiten drohte.

„Jetzt hat er wieder das Schiff glücklich durch den Wind gebracht, und denkt wahrscheinlich, diesmal die Bucht hier zu gewinnen; die Brandung aber kennt er wohl nicht, und außerdem wird es Nacht geworden sein, ehe er sie erreicht," sagte Crawford nach langem Schweigen, nahm das Fernglas wieder von den Augen und schritt dann zu seiner Frau näher unter die Veranda, wo er sich auf deren Stuhl niedersetzte.

„Das Schiff wird wohl wieder eine neue Familie bringen, die sich hier ansiedeln will," fuhr er nach einer Weile fort; „es sollte mich gar nicht wundern, wenn

es ein Speculant wäre, der die verlassene Farm des verstorbenen Henderson dort drüben an der andern Seite des Flusses zu kaufen beabsichtigte. Die verwaisten, unmündigen Kinder Hendersons sind bei seinen Verwandten untergebracht und die Farm soll mit sechs Negern meistbietend verkauft werden. Sein Viehstand ist schon zu Geld gemacht. Es ist der beste und reichste Platz in der ganzen Gegend, und als ich hierher zog, hätte ich mir das Stück Land ebensogut wählen können, wie diesen verdammten hungrigen Sandboden."

„Wer weiß, lieber Crawford, ob Du dort so gesund geblieben wärest, wie hier? Erst starb die Frau Hendersons, die Kinder waren niemals recht gesund und nun hat ihn selbst der Tod ereilt. Der Fieberstoff wird von dem Wasser her durch die Luft immer nach den Höhen hinaufgetragen, während man an dem Flusse selbst gesund bleibt. Du weißt, die Familie wurde ja das Fieber niemals los," sagte Madam Crawford tröstend zu ihrem Manne und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Fieber, oder nicht Fieber, dort wären wir reich geworden. Für siebentausend Dollars wird die Farm sammt den Negern zu haben sein. Aber wo bekomme ich siebentausend Dollars?" erwiederte der Mann, finster vor sich hinblickend.

„Und wenn es uns nun so ginge wie Hendersons, und Deine Kinder würden zu fremden Leuten gethan, denke nur, was würde aus der armen Leonta werden?“ sagte die Frau beschwichtigend.

Bei dem Namen der Quadrone stand Crawford rasch auf, schob die Hände in die weiten Taschen seines Rocks und trat wieder vor die Veranda in den Sturm, von wo aus er, sich halb nach seiner Frau umwendend, sagte:

„Was kann aus Der überhaupt werden?“

In diesem Augenblick erschien die Quadrone in dem Eingang des Hauses mit der kleinen Anna auf dem Arme, die den schlanken, schönen Hals der Halbschwester zärtlich umfangen hielt und ihr Gesichtchen in deren reichen Locken verbarg. Ein leichtes, kurzes, gelbes Gewand umschloß Leonta's schönen Körper, ließ aus seinen weiten offnen Aermeln ihre vollen zarten Arme hervorsehen und ward durch eine rothe Schnur über ihren breiten Hüften um ihre schlanke Taille zusammengehalten. Mit einem süßen Lächeln neigte sie ihr liebliches Gesicht seitwärts zu der Kleinen nieder und sagte, indem sie mit der zierlichen Hand nach der See hinaus zeigte und ihre großen dunkeln Augen dorthin richtete:

„Komm, Anna, Du sollst die See sehen, wie sie

zürnt; schau nur, wie die Wellen toben und ihren Schaum um sich werfen. Ach dort — da ist ja ein Schiff — es kommt hierher, siehst Du es, Anna?"

So unbedeutend nun die Ueberraschung sein konnte, ein Schiff zu erblicken, so erglänzten doch bei diesen Worten die Augen der leicht erregten Quadrone mit einer auffallenden Lebendigkeit, und zwischen ihren vollen, frischrothen Lippen wurden ihre alabasterweißen Zähne sichtbar.

„Mein Gott, wie das Schiff von den Wogen geworfen wird, wenn es nur unsere Bucht glücklich erreicht!" fuhr sie zu Madam Crawford gewandt fort, während der Schooner, von dem Wind, gegen den er ansegelte, tief auf die rechte Seite geneigt, rasch über die Fluth heraneilte.

Am Fuße der Farm, wo diese von der See begrenzt wurde, brachen sich die ununterbrochen herantobenden Wogen donnernd an den Felsen, stiegen brausend vor dem Sturm gegen den Himmel auf, überschlugen sich schäumend und zischend und stürzten rückwärts über die ihnen folgenden Wellen. In die Bucht aber jagten sie, sich zusammenpressend, hinein, und schlugen mit ihren weißen Häuptern zusammen, so daß in dem ganzen Raum zwischen den links und rechts auf-

steigenden Ufern der fliegende Gischt in Massen hoch aufsprühte.

Hierher war jetzt die Spitze des Schiffes gerichtet, und Weston stemmte sich mit rasender Gewalt gegen das Ruder, um den schmalen Eingang der Bucht zu gewinnen, der ihm durch die über den Schaumwolken der Wogen zum Himmel aufstrebenden Fichten bezeichnet wurde.

Nur noch eine ungeheure Welle rollte zwischen ihm und der Brandung, die sich von beiden Seiten her in die Bucht stürzte; auf der folgenden kam das Fahrzeug herangeflogen, sie hob es hoch auf ihrem Haupte dem Strudel zu und stürzte sich donnernd mit ihm hinab in das weiße Schaummeer.

Ein Angstschrei ertönte von Madam Crawfords und Leonta's Lippen zugleich, denn das Schiff war verschwunden, und nur noch einmal tauchte der kleine dreifarbige Wimpel aus dem über die Bucht fliegenden Gischt auf.

„Er ist glücklich herein; ich will doch sehen, ob er neue Ansiedler an Bord hat," sagte Crawford und schritt um die Wohnung herum nach dem Fußpfad, der von der hintern Thür zu der Biegung des Flusses führte, während sich seine Frau in das Haus begab. Leonta blieb mit der kleinen Anna auf ihrem Arm

unter der Veranda stehen und hielt ihre Blicke in die stürmische See hinaus gerichtet, denn sie liebte, die Natur in der Größe ihrer Leidenschaft zu sehen, und der Golf hatte in seinem Kampfe mit dem Sturm mehr Begeisterndes für sie, als in seiner Ruhe, wenn er die Sonne mit seinen grünen Wellen spielen ließ.

Kaum hatte Crawford das Ufer erreicht und sah auf den Fluß hinab, als das Schiff um die scharfe Biegung desselben aus der Bucht geschossen kam und dem Fußpfad gegenüber von dem Anker, den die Matrosen über Bord schießen ließen, in seinem Lauf aufgehalten wurde. Das Segel war eingezogen, Weston ließ das kleine Boot, welches hinter dem Schiff über dem Kajütenfenster hing, auf das Wasser hinab und gewann in demselben mit wenigen Ruderstößen das Ufer.

„Eine nasse Fahrt, Herr Crawford!“ rief er diesem zu, während er das Boot befestigte.

„Und eine verzweifelte Fahrt, Herr Weston,“ erwiderte Crawford, „hättet Ihr die Bucht nicht getroffen, so hätte Euch kein Herrgott von den Felsen zurückgehalten; Ihr wäret mit Mann und Maus an ihnen zerschellt worden.“

„Wäre Schade für die schönen Schwarzvögel gewesen, die ich an Bord habe. Ich sage Euch, etwas Ausgezeichnetes. Wie ist es, könnt Ihr immer noch

kein Geschäft mit mir machen? Ich kann Euch diesmal mit Männern und Weibern von der besten, fruchtbarsten Race dienen," sagte Weston, als er das Ufer erstiegen und Crawford die Hand reichte.

„Ich wollte, Ihr könntet die Fruchtbarkeit auf mein Land übertragen, dann würden wir auch bald einen Negerhandel machen können. So aber wühle ich Jahr aus Jahr ein in dem Sande und gewinne kaum genug, um meine Schulden zu bezahlen, die ich bis zur Erntezeit gemacht habe. Dies Jahr war wieder schlechter als die frühern, es ist kaum noch der Mühe werth, in das Feld zu gehen und Baumwolle zu pflücken, während meine Nachbarn, wenn sie am Abend die Stauden rein gerupft haben, dieselben am folgenden Morgen wieder mit einer weißen Decke überzogen finden. Aber tretet näher, Weston, und nehmt ein Glas Whisky zu Euch, Ihr seid ja naß, wie eine Katze."

„Werde schon wieder trocken werden; ein Glas Whisky aber schlage ich nicht aus. Ich wollte doch nicht bei Euch vorübergehen, und sehen, ob Ihr vielleicht einen Neger nöthig hättet," antwortete Weston und trat mit Crawford in das Zimmer in dem Augenblick, als Leonta von der andern Seite her durch die Thür hereinschritt. Sie sah den Fremden überrascht an,

setzte Anna nieder und verschwand sofort wieder durch den Eingang.

Dem scharfen Auge des Sclavenhändlers war sie aber nicht entgangen, und kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, als er zu Crawford sagte:

„Ihr klagt über die Dürre Eures Landes und über Mangel an Geld, und haltet solche Luxusartikel? Ist die Quadrone Euer?"

„Sie ist mein!" war Crawford's halblaute Antwort.

„Verkauft sie mir, ich gebe Euch so viel tausend Dollars für sie, als der beste Feldneger Hunderte werth ist."

„Ich kann sie nicht verkaufen."

„Kann! und sie ist Euer Eigenthum?"

„Werde sie nicht verkaufen," sagte Crawford und sah, wie in Gedanken verloren, nach der Thür, durch welche Leonta verschwunden war.

„Ihr könntet Euch ein schönes Stück Land und die Neger, es zu bearbeiten, dafür anschaffen; und doch werdet Ihr sie nicht verkaufen? Besser, Ihr überlegt die Sache ruhig. Ich gehe jetzt den Fluß hinauf, um einen Theil meiner Ladung an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, dann komme ich hierher zurück, ehe ich auf dem westlichen Arm des Flusses hinauf segle, wo ich auch noch eine Anzahl Schwärzlinge abzuliefern

habe; der Zusammenfluß der beiden Gewässer ist ja nicht fern von hier. Und nun auf Eure Gesundheit und auf einen Handel," sagte Weston, indem er ein Glas mit Whisky füllte und, es zu dem Munde führend, sich gegen Crawford verbeugte.

Auch dieser leerte ein Glas in Erwiderung und dann begleitete er Weston zurück nach dem Ufer, weil derselbe sich nicht länger halten lassen wollte. Bald hatte der Sclavenhändler sein Schiff wieder erreicht, das Segel wurde abermals entfaltet, der Anker aufgewunden und rasch glitt das Fahrzeug scharf bei dem Wind den Fluß hinauf, bis es vor Crawfords nachschauenden Blicken verschwand. Dieser aber schien es nicht zu bemerken, daß es schon die ferne Landspitze verbarg, denn seine Augen hielt er immer noch durch die Dämmerung dorthin gerichtet, und stand, mit den Händen in den Rocktaschen, nach wie vor unbeweglich und träumend da, als die Nacht sich schon dunkel über die Erde gelegt hatte. Auch in seinem Innern war es Nacht geworden und finstere Bilder durchzogen sein Gehirn. Er sah in Gedanken die mit Baumwolle bedeckten reichen Felder seines verstorbenen Nachbars vor sich, er sah sie aber nicht im Sonnenlicht, es lag ein todtes Düster über ihnen ausgebreitet, er erblickte eine Schaar von Negersclaven, die seinem Wink gehor-

sam Folge leisteten, sie hatten aber ernste, finstere Mienen, wie Unheil verkündende Boten, und dann stand plötzlich Leonta vor ihm, nicht, wie bisher, mit Lieblichkeit, seelenvoller Anhänglichkeit und Ehrfurcht zu ihm aufblickend, sondern mit einem strengen, ja entsetzlichen Ausdruck des Vorwurfs auf ihren Zügen. Der Sturm sauste klagend durch die hohen Fichten und beugte sie ächzend zu ihm herüber, der Wind wühlte in den Riesenpflanzen des Ufers, schlug deren kolossale Blätter prasselnd gegeneinander, und der Donner der Brandung rollte ununterbrochen fort über das Küstenland den fernen Höhen zu; aber Crawford hörte all die schauerlichen Accorde der Nacht nicht, er hörte nur immer noch die Worte des Sclavenhändlers, und dachte darüber nach, wie viele hundert Dollars der beste Feldneger werth sein könnte.

„Herr Crawford, wenn es Ihnen gefällig wäre zum Abendessen zu kommen," sagte plötzlich eine wohlbekannte Stimme zu ihm, die ihn schon tausendmal zu Tisch gerufen hatte, die ihn aber heute erschreckte und ihn unwillkürlich zusammenfahren ließ. Es war die süße Stimme Leonta's.

Crawford sah nicht nach seinem Kinde hin und schritt voran dem Hause zu, wo in dem Wohnzimmer das Kaminfeuer lustig und knisternd aufflackerte und das

Zimmer hell erleuchtete. Er trat an den Tisch, setzte sich, mit dem Rücken dem Feuer zugewandt, an demselben nieder, seine Frau und Anna nahmen gleichfalls Platz, Leonta trug das einfache Mahl auf und schenkte den Kaffee ein. Dann setzte auch sie sich nieder, um ihr Abendbrot zu verzehren; Crawford vermied aber in auffallender Weise, ihrem Blick zu begegnen. Leonta hatte die kleine Anna zur Ruhe gebracht, und sie selbst, sowie auch ihre Pflegemutter waren schon längst zu Bett gegangen, als Crawford noch aus einer kleinen Pfeife rauchend vor dem Kamin saß und in die Kohlengluth des niedergebrannten Feuers blickte, während der Wind die Schindeln des Daches rasseln ließ und von Zeit zu Zeit durch den Lehmschornstein in die Kohlen blies, daß die Asche in die Stube flog.

II.

Der neue Tag fand den Himmel klar und wolkenlos, die Sonne stieg heiter über den Wäldern Florida's auf und sandte ihre wärmenden Strahlen über den Golf, dessen smaragdgrüne Wogen einander lustig jagend der Küste zurauschten, und ihren Schaum in dem goldnen Morgenlichte wie Brillantenschauer um sich sprühten. Hunderte von großen und kleinen schneeweißen Segeln waren in der klaren durchsichtigen Ferne zu erkennen, zogen nickend hin und her über die grüne Fluth, und Schaaren von Möven schwebten mit ihrem schneeigen Gefieder, auf dem leichten Schlag ihrer langen Schwingen über der bewegten Tiefe spielend, auf und nieder und riefen sich laut ihren Morgengruß zu. Der Sturm war verweht und eine feierliche Ruhe lag auf Wald und Flur, als ob die Elemente hier in ewigem Frieden ruhten.

In dem Garten, der unter den Orangen-, Citronen- und Granatbäumen hinter dem Hause ausgebrei-

tet lag, ging Leonta, als die feurigen Blüthen und goldnen Früchte von den ersten Sonnenstrahlen geküßt wurden, mit ihrer kleinen Halbschwester umher und sammelte Blumen, um die Zimmer des Hauses damit zu schmücken. Oft hielt sie ihren leichten Tritt an, verweilte bei einem glänzenden, bunten Schmetterling, lauschte dem süßen Morgengesang der Vögel, weidete ihre Blicke an deren blitzendem goldnen und purpurnen Gefieder, oder spähte über die endlose Wasserfläche nach den schaukelnden Schiffen hinüber. Ihr Herz war so voll, so übersprudelnd bewegt; froh bewillkommnete es den jungen Tag, es war ihr, als müsse sie die ganze Welt an ihre Brust drücken, und doch mischte sich in ihre Wonne ein schmerzliches Etwas, welches ihr nicht erlaubte, diese rein und vollkommen zu genießen. Sie schaute auf ihre kleine Halbschwester, die unter einem Orangenbaum neben ihr die weißen Blüthen auflas, und hielt ihre Blicke auf die Aermchen und auf den Nacken des Kindes geheftet, deren Schnee die Farbe der Blüthen verdunkelte. Ihre Augen wurden feucht, und Thränen, wie schwere Perlen des Morgenthaues, fielen von ihren langen Wimpern herab, als sie auf ihren eignen schönen gelben Arm sah.

„Warum weinst Du denn, Leonta? Ich habe

Dich ja so lieb," sagte die kleine Anna, zu der Quadrone aufblickend, und diese warf sich neben dem Kinde in das Gras nieder, schlang ihre zarten goldigen Arme um dessen Nacken und preßte es krampfhaft gegen ihre Brust.

„Du sollst nicht weinen, Leonta, ich gebe Dir auch mein neues rothes Tuch," fuhr das Kind fort, und hielt seine Aermchen um den schlanken Hals der farbigen Halbschwester geschlungen, die es auf ihren Arm hob, ihre Thränen trocknete und nach dem Wohngebäude zurückging, um des Tages Arbeit zu beginnen. Alles, was sie that, ging ihr leicht von der Hand; bald hatte sie das Frühstück bereitet, dem alten Neger Sam zuerst sein Morgenbrod gegeben, damit er wieder in das Feld zurückgehen könne, hatte dann den Tisch für die Ihrigen sauber gedeckt, denselben mit einem Glas voll Blumen geschmückt, und ging dann hinaus zu ihrem Vater, der unter einer mächtigen Banane am Ufer des Flusses saß und seine Blicke bald auf demselben hinauf, bald nach der verlassenen Farm Hendersons hinüber richtete. Schweigend folgte er dem Ruf seiner Tochter zu dem Frühstück, und nach Beendigung desselben ergriff er die Angel und ging an die Küste hinunter, um einige der herrlichen Fische des Golfs zu fangen.

Hier war er wieder mit seinen Gedanken allein, die sich nach und nach zu ordnen begannen. Die Aenderung seiner beschränkten Verhältnisse durch die Erwerbung von Hendersons Farm und dessen Negern trat immer mehr in den Vordergrund, und vor der Gräuelthat, die er an seinem eigenen Fleisch und Blut begehen wollte, bebte er immer weniger zurück. Leonta war ja eine Farbige und deren Verkauf nach Gesetz und Gebrauch des Landes erlaubt; warum sollte er sich deshalb nun bedenken?

Ein guter Feldneger war immer achthundert Dollars werth, also hatte ihm Weston achttausend Dollars geboten, vielleicht legte er auch noch Etwas zu, dann konnte er die Farm und die Neger kaufen und behielt noch Geld genug zu Anschaffungen für seine Bequemlichkeit übrig.

Wo er ging, wo er stand, umgaukelten die glänzendsten Bilder der Zukunft seine Gedanken, und des immer schwächer mahnenden Gefühls seines Unrechts wurde er Herr.

Der Tag verblich, eine stille, warme Nacht hatte sich über die Gegend gelegt und in dem Hause Crawfords war Alles, außer Leonta, in tiefen Schlaf gesunken. Es war schwül und drückend in ihrem kleinen Zimmer und unruhig hatte sie sich auf ihrem

Lager hin- und hergeworfen, als ihr einfiel, daß jetzt die Zeit der Fluth begonnen habe, in welcher sie sich seit ihrer frühen Kindheit zu baden gewohnt war, und sie sich leise erhob, um sich in den krystallklaren Wogen des Golfs zu erquicken. Sie legte ihr einfaches weißes Nachtgewand ab, trat in ihre Schuhe, löste die Fülle ihres Lockenhaares, warf ein großes rothes Tuch um ihre weichen Schultern, in welches sie sich einhüllte, und verließ leisen Schrittes das Haus. Es war eine sternenhelle Nacht, kein Lüftchen regte sich und die Stille ward nur durch das eintönige Brausen der fliehenden und kommenden Wellen der See unterbrochen. Leonta folgte dem vertrauten Fußpfad, der zu dem Golf hinunterführte, dorthin, wo die Wogen auf feinem Sand ihr lustiges Spiel trieben, und blickte im Gehen schüchtern umher. Bald hatte sie den Strand erreicht, blieb stehen und schaute lauschend nach allen Richtungen um sich, als fürchte sie sich selbst vor der Nacht, sich zu enthüllen.

Alles war still und regungslos, nur die hellflimmernden Sterne tanzten auf den dunkeln, rauschenden Wogen. Leonta ließ das Tuch fallen, trat aus den Schuhen, setzte ihren wundervoll geformten kleinen Fuß auf den kühlen, weichen Sand, und ging lautlosen Schrittes, wie eine Göttin des Meeres,

den Wogen entgegen, die, als ob sie ihrer Herrin Willkommen zujubeln wollten, eilig zu ihr heranrauschten, sich um ihren schönen Körper schlangen und sie schaukelnd und wiegend davon trugen, als sie sich ihnen in die kühlen, feuchten Arme warf. Von den langen Locken ihres üppigen Haares umspielt, führte die Welle die schöne Quadrone in den Golf hinaus der kommenden zu, die sie, ihrem sichern Arm gehorchend, auf ihrem krystallnen Rücken wieder zu dem Strand zurücktrug, um sie dort abermals der nachfolgenden bei ihrem Rücklauf zu überliefern. So wiegte sich Leonta hin und zurück mit leichtem Zug ihrer vollen, zarten Arme auf den vertrauten, weichen Fluthen, ließ ihre schönen Formen kosend und plätschernd von ihnen umspielen und sich endlich gekühlt und erfrischt auf den Strand tragen, wo sie wieder in ihre Schuhe trat, sich in ihr Tuch hüllte, noch einen dankbaren Abschiedsblick auf die ihr lieben dunkeln Wogen warf, und sich dann leise zu ihrem Lager zurückbegab.

Drei Tage verflossen, ohne daß das stille, einförmige Leben auf der Farm Crawfords durch irgend etwas Ungewöhnliches unterbrochen worden wäre. Am vierten Morgen, bald nach der Frühstückszeit, kam eine Nachbarin, eine langjährige Freundin von Madam Crawford, auf einem großen Ackerpferde herangeritten,

um dieser einen seit langer Zeit versprochenen Besuch abzustatten. Der kleine Negerknabe, der hinter ihrem Sattel auf der breiten Croupe des Pferdes saß, führte das Thier nach der Einzäunung, um es dort zu verpflegen, während die Frau von Madam Crawford herzlich bewillkommnet und in das Haus geführt wurde. Auch Leonta kam freudig herbeigesprungen, um die Nachbarin zu begrüßen, denn sie war eine von den Wenigen, die an deren goldiger Haut keinen Anstoß nahmen und sie liebevoll und vertraulich wie eine Weiße behandelten.

„Du kommst nicht zu mir, liebe Leonta,“ sagte sie zu der Quadrone, indem sie ihr freundlich die Hand reichte, „und so muß ich Dich schon hier aufsuchen, wenn ich Dich einmal wiedersehen will.“

Ein solcher Gruß von einer weißen Frau that der Quadrone unendlich wohl, und mit feuchten Augen küßte sie der Nachbarin die Hand. Dann aber eilte sie fort nach Garten und Küche, um für ein besonders gutes Mittagsessen zu sorgen.

Crawford war wieder zum Fischen nach dem Golf hinuntergegangen und seine Frau setzte sich mit ihrer Freundin unter die Veranda vor dem Hause, wo Beide ihre Näharbeiten zur Hand nahmen und sich

freuten, endlich einmal wieder mit einander plaudern zu können.

„Leonta ist doch in jeder Weise ein ganz ungewöhnliches Mädchen,“ sagte die Nachbarin nach einiger Zeit, als sie dieselbe von dem Garten her mit einem Körbchen voll Früchten nach der Küche gehen sah; „sie besorgt Ihnen ihr ganzes Hauswesen und dabei hat sie doch immer noch Zeit übrig, um ihre hübschen Handarbeiten zu verfertigen, ihre eignen, so wie Anna's Kleider zu machen und sich mit Lesen zu unterhalten. Ich habe ihr auch einen Band Gedichte von Thomas Moore mitgebracht.“

„Sie Gute; wie wird sich das Mädchen darüber freuen!“ erwiderte Madam Crawford.

„Und wie wunderbar schön sie ist,“ fuhr die Nachbarin fort; „ich wenigstens bekenne, daß ich nie in meinem Leben etwas so Vollkommenes von Schönheit gesehen habe. Wie glücklich könnte ein solches Wesen einen Mann machen!“

„Ja, wenn nicht ein Fluch auf ihrer Haut läge,“ sagte Madam Crawford mit einem Seufzer.

„Hat denn Ihr Mann einen Freibrief für sie ausgestellt? Es ist um Lebens und Sterbens willen.“

„Noch nicht, obgleich ich ihn wiederholt darum gebeten habe.“

„Soll ich vielleicht einmal mit ihm darüber reden?“

„Nein, ja nicht. Es ist ihm unangenehm, daran erinnert zu werden, daß sein Kind eine dunkle Haut hat. Sie kennen das allgemeine Vorurtheil. Ich werde es aber nicht versäumen, ihn daran zu mahnen,“ antwortete Madam Crawford und lenkte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand. Herr Crawford kam bald mit einer schweren Tracht Fische von dem Golf herauf, die Leonta in Empfang nahm, um damit das Mittagsmahl zu bereichern. Bei Tisch wartete die Quadrone auf, ließ sich aber nicht eher nieder, als bis ihr Vater aufgestanden war und sich entfernte, um, wie er sagte, einen Nachbar zu besuchen.

„Komm, liebes Mädchen, nun setze Dich neben mich und speise; Dir allein hatten wir ja das herrliche Essen zu verdanken,“ sagte die Nachbarin zu Leonta, und diese folgte mit einem dankbaren Blick der Aufforderung.

Den Nachmittag verbrachte die Quadrone bei ihren beiden mütterlichen Freundinnen vor dem Haus und wurde dort von der Nachbarin mit den Gedichten beschenkt. Ihre Freude war groß, zumal sie das Geschenk der Zuneigung einer weißen Frau verdankte.

Die Stunden eilten schnell dahin, und als die Nachbarin ihr Pferd bestieg, um noch vor Abend ihre Wohnung zu erreichen, versprach ihr Leonta mit Freuden, sie recht bald zu Hause zu besuchen.

Die Sonne sank, der Himmel im Westen glühte wie ein Feuermeer über dem fernen Horizont des Golfs und spiegelte sich auf der leicht gekräuselten Fluth in allen Farben des Diamants und des Rubins, bis das scheidende Gestirn wie eine durchsichtig goldene Kugel in die See hinabtauchte und seine letzten Abschiedsstrahlen funkelnd auf den Spitzen der Wogen bis zu der Küste Florida's hintanzten. Bald verließ das Licht den Strand, sagte dann dem Blockhaus Crawfords Lebewohl, vergoldete noch auf einen Augenblick die höchsten Wipfel der Fichten und war dann von der Erde verschwunden, während die Dämmrung über Land und Meer zog und der Himmel da, wo die Sonne versunken war, in ein dunkles Carmin überging. Leicht wehte der Hauch des Abendwinds über die See, hoch sprangen die goldnen Fische aus den grünen Wogen empor und im lustigen Spiel rauschte der Delphin über die Fluth. Der Flamingo und der Reiher schwebten mit leichtem Flügelschlag von dem Strand her den Wäldern zu, und hier und dort ließ der Uhu von der Höhe einer Cypresse seinen schauerlichen Ruf erschallen.

Crawford stand mit untergeschlagenen Armen auf der Uferbank und schaute den Fluß hinauf, als plötzlich über der fernen Biegung desselben der flatternde Wimpel eines Schiffes sichtbar wurde und bald darauf der Schooner des Sclavenhändlers sich mit der langsamen Strömung näherte. Ungeduldig war Crawford hinunter an das Wasser getreten und harrte dort, bis das Fahrzeug vor ihm vor Anker gegangen war und Weston sich in dem Boote zu ihm an's Land ruderte.

„Nun, Crawford, habt Ihr Euch die Sache mit der Quadrone überlegt? Ich habe nicht lange Zeit, denn der Wind frischt sich vom Golf her auf und giebt mir eine günstige Gelegenheit, den westlichen Arm des Flusses hinaufzufahren, die ich nicht unbenutzt vorübergehen lassen darf. Wer weiß, ob ich mich auf meinem Rückweg hier aufhalten kann! Ist der Wind günstig, so gehe ich sofort in See."

„Setzt Euch her zu mir in's Gras, Weston," sagte Crawford, indem er sich an dem Ufer niederließ, „wir wollen darüber reden."

„Ich halte Euch mein Gebot, vorausgesetzt, daß das Mädchen gesund ist," sagte Weston eifrig und setzte sich nieder.

„Sie ist gesund wie die Fische im Golf, und kein

Makel an ihrem Körper. Auch ist sie gut erzogen und geschickt in aller Arbeit," erwiederte Crawford.

„Wie alt ist sie?"

„Noch nicht siebzehn Jahr."

„Und hat Eures Wissens noch keinen Liebhaber gehabt?"

„Niemals, dafür bürge ich," antwortete Crawford und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Nun sagt mir kurz heraus, wie viel Ihr mir für sie geben wollt."

„Ich muß sie nochmals sehen, ehe ich Euch ein bestimmtes Gebot machen kann. Laßt uns hinauf nach Eurem Hause gehen und dann sollt Ihr es sogleich erfahren, was ich geben kann."

„Ihr müßt Euch in Acht nehmen, Weston, damit weder sie, noch meine Frau eine Ahnung davon bekommt, daß ich sie verkaufen will, denn sie ist von dieser wie ein eignes Kind erzogen und aus unserm Handel möchte sonst Nichts werden. Ihr könnt bei mir zu Abend essen und das Mädchen soll uns dabei bedienen, dann habt Ihr Gelegenheit, sie Euch anzusehen."

„So kommt, wie ich Euch sagte, meine Zeit ist kostbar. Seht, der Wimpel steht gerade den Fluß hinauf," sagte Weston aufspringend; auch Crawford erhob sich rasch und Beide eilten nach dem Hause.

Das Wohnzimmer war leer und nur ein kleines

Feuer, welches dasselbe spärlich erhellte, brannte in dem Kamin. Die Männer nahmen an dessen Seiten einander gegenüber Platz, Weston ergriff einige Stücke fetten Kienholzes und warf sie mit den Worten auf die Flamme:

„Um ein Mädchen zu kaufen, hat man helles Licht und scharfe Augen nöthig.“

Das Feuer flackerte hoch auf und beleuchtete das Zimmer mit Tageshelle, als die Thür sich öffnete und Leonta herein trat, um den Tisch zu decken. Sie sah überrascht nach dem Fremden hin, dessen stechender Blick sie schon in der Thür empfing, schlug die Augen nieder, und besorgte schweigend nach gewohnter Weise die Vorbereitungen zum Abendessen. Sie trug den Tisch in die Mitte der Stube, überdeckte ihn mit einem saubern weißen Tuch und setzte dann alles Nöthige so schnell und geräuschlos und mit so vielem Anstand auf demselben nieder, daß Weston ihr verwundert zusah und, als sie beinahe damit fertig war, zu ihr sagte: „Ich sollte denken, Mädchen, ich hätte Dich schon einmal früher hier in der Nachbarschaft gesehen. Ist es nicht so?“

Leonta war noch niemals in dieser Weise angeredet worden, sie fuhr zusammen, ein glühendes Carmin schoß über ihre Wangen und mit einem funkelnden Blick strafte sie den Fremden, der so unartig zu ihr geredet

hatte und sie so scharf ansah. Im nächsten Augenblick aber schlug sie die Augen nieder und sagte:

„Sie irren sich, Herr, wir sind uns früher niemals begegnet.“

Dann stellte sie schnell die Stühle um den Tisch und eilte aus dem Zimmer.

„Sie hat eine gesunde, ja eine sehr schöne Stimme und das Erröthen bezeugt, was Ihr mir über sie versichertet,“ sagte Weston leise, indem er sich zu Crawford hinbeugte. „Ich zahle Euch achttausend Dollars für das Mädchen.“

„Legt noch zweitausend zu, dann sind wir mit dem Handel zu Ende,“ erwiederte Crawford ebenso leise, indem er sich gleichfalls vorbeugte.

„Bei Gott nicht, zu solchem Preis wüßte ich keinen Abnehmer für sie. Achttausend Dollars ist viel für einen Liebhaber. Wollt Ihr?“

„Nein,“ antwortete Crawford mit großer Bestimmtheit.

„So laßt uns den Unterschied theilen und nehmt neuntausend Dollars. Verdammt sei meine Seele und meine Augen, wenn ich einen Cent mehr gebe! Sagt kurz Ja, oder Nein!“ flüsterte Weston. Crawford blickte sich nach der Thür um und schien zu lauschen, ob sich auch Niemand nahe, dann sagte er:

„Wenn Ihr denn nicht anders wollt, so nehmt sie für neuntausend Dollars hin. Aber baares Geld."

„Blankes Gold, es liegt in meiner Kajüte bereit. Das Mädchen ist mein, nach Tisch geht Ihr mit mir an Bord, unterzeichnet mir einen Kaufbrief über sie und empfangt Euer Geld," sagte Weston, als sich in dem Augenblick die Thür öffnete, Madam Crawford mit Leonta eintrat und Beide Speisen auf den Tisch trugen. Letztere eilte nochmals hinaus und kehrte, mit einer großen Kaffeekanne in den Händen und von der kleinen Anna gefolgt, zurück, um bei Tisch aufzuwarten, nicht aber um sich, wie gewöhnlich, selbst daran niederzulassen. Mit einem schrecklichen Widerwillen gewahrte sie, daß der Fremde sie fortwährend mit seinen Blicken verfolgte, und suchte sich so viel als möglich denselben zu entziehen. Er aber rief ihr wiederholt zu, ihm Kaffee einzuschenken, und musterte dann forschend ihre Gestalt. Bebend verrichtete sie ihre Pflicht während des Essens, bald schoß ihr das Blut in die Wangen, bald wurde sie bleich und kalt, und als endlich der Fremde und ihr Vater aufstanden, stürzte sie zur Thür hinaus, um einem Thränenstrom die Freiheit zu geben und durch Weinen ihrem zusammengeschnürten Herzen Luft zu machen.

Crawford und Weston hatten das Haus verlassen und sich an Bord des Schooners begeben, in dessen

Kajüte sie sich bald darauf allein befanden. Der Sclavenhändler nahm Papier zur Hand, schrieb schnell einen Kaufbrief über Leonta, legte ihn Crawford zur Unterschrift vor und trug dann einen schweren Sack mit Gold auf den Tisch.

Crawford hatte die Feder aufgenommen, seine Hand aber, als er sie auf das Papier setzte, bebte hin und her, so daß er nicht im Stande war, seinen Namen zu schreiben. Da schüttete Weston das Gold aus dem Beutel auf den Tisch; dessen Glanz wirkte wie ein Zauber auf die Nerven des Vaters, und er unterzeichnete den Verkaufbrief über sein Kind. Das Gold wurde nun abgezählt und in ein Packet zusammengebunden, welches Crawford unter seinem grauen Rocke verbarg und es mit den Armen gegen seine Brust drückte.

„Wir müssen sie nun mit Vorsicht hierher zu bringen suchen," sagte er zu dem Käufer; „ich gehe hinauf und befehle ihr, sie solle mir helfen, eine Anzahl Flaschen mit Whisky nach Hause zu tragen. Ist sie hier, so ist es Eure Sache, sie zu halten, sorgt aber dafür, daß meine Frau ihr Schreien nicht höre, denn sie wird sich wild geberden."

„Hat Nichts zu sagen, habe schon manchen wilden Vogel in diesem Käfig zahm gemacht," erwiederte Weston

und begleitete Crawford in dem Boote bis an das Ufer, worauf dieser sein Gold nach Hause trug. Er schloß es schnell in seinen Koffer ein und rief dann Leonta herbei, die sich mit seiner Frau in der Küche befand.

„Komme schnell mit, Du sollst mir helfen, Whisky von dem Schiff zu holen; der alte Sam möchte mir die Flaschen zerbrechen. Zünde die Laterne an," sagte er zu ihr. Gehorsam folgte sie seinem Befehl und kam bald mit der Laterne in der Hand zurück. Crawford nahm ihr dieselbe ab und schritt voran dem Ufer zu, wo Weston sie in dem Boote erwartete.

Mit schüchternem, Unglück ahnenden Gefühl folgte das Kind dem Vater in den Nachen, der sie bald zu dem Schiffe führte.

Weston sprang zuerst an Bord, und als Crawford nach ihm das Verdeck erstiegen hatte, reichte er Leonta die Hand und half ihr zu sich herauf. Die Laterne stellte er an der Brüstung nieder und winkte dann der Quadrone, ihm zu folgen. Der Eingang der spärlich erleuchteten Kajüte war niedrig, Crawford bückte sich, trat in dieselbe ein und Leonta folgte ihm. Kaum aber hatte sie die Thür hinter sich, als Weston sie erfaßte, ihr ein Tuch auf den Mund preßte und zwei andere Männer ihr Handschellen um die Handgelenke befestigten. Crawford stürzte aus der Kajüte, warf die Thür hinter

sich zu, sprang mit der Laterne in das Boot und wurde von einem Matrosen an's Land gesetzt. Ein furchtbarer Schrei drang von dem Schiffe zu ihm herüber, ein Schrei, der das Mark in seinen Knochen und seine Seele in ihren verborgensten Tiefen erschütterte; dann war Alles wieder still. Nach wenigen Minuten entfaltete sich das Segel, der Wind blähete es auf, und wie ein Riesenschatten glitt das Fahrzeug lautlos durch die Dunkelheit den Fluß hinauf.

Crawford hatte die Laterne ausgeblasen, denn Licht war seinen Augen unangenehm, er sah das weiße Segel in der Finsterniß verschwinden und rief sich das Gold, die Farm Hendersons und dessen Neger in's Gedächtniß zurück, um das Bild von seinem verkauften Kinde daraus zu verscheuchen; doch das Gold glänzte nicht mehr, und die Farm und die Neger waren ihm zuwider.

In der Kajüte, auf den Fußboden hingestreckt, lag die Quadrone in jenem halbbewußtlosen Zustande, den ein übermächtiges plötzliches Unglück herbeiführt, welches zu schwer, zu ungeheuer ist, als daß der Mensch, den es betroffen, es mit seinen Gedanken zu fassen im Stande wäre. Ein anhaltendes Zittern hatte sie ergriffen und ließ die Ketten erklirren, die von ihren Händen nur bis zu der nahen Wand reichten, an der sie befestigt waren.

Das düstere Licht, welches die Ampel, die unter der Decke hing, über die unglückliche Sclavin warf, zeigte ihre thränenlosen, halbgeschlossenen Augen und ihren nur wenig geöffneten Mund, dem von Zeit zu Zeit ein langgehaltener krampfhafter Seufzer entfuhr, wobei ihre Lippen bebend aneinander schlugen und sie ihre Hände fest gegen ihre Brust drückte.

Plötzlich aber, wie erwachend, raffte sie sich zusammen, wild und verwirrt blickte sie um sich, sah auf die Ketten, die an ihren Armen rasselten, ihr Bewußtsein kehrte zurück; sie sprang auf, hob die Hände hoch über sich und schrie mit der Stimme der rasendsten Verzweiflung:

„Verkauft — mein eigner Vater hat mich verkauft!“

Sie rang die Hände, sie zerraufte sich das Haar, sie schrie, sie warf sich nieder und sprang wieder auf, doch Niemand war zugegen, der ihres ungeheuren Schmerzes, ihrer ungeheuren Verzweiflung Zeuge gewesen wäre. Die Thür war geschlossen und das kleine offne Fenster, welches an der hintern Seite des Schiffes aus der Kajüte auf das Wasser zeigte, ließ sie nur die Dunkelheit der Nacht erkennen. Einem jeden solchen Ausbruch der Verzweiflung folgte der halbbewußtlose Zustand der Abspannung und Entkräftung, den die Natur

dem höchsten Schmerze mitleidig als einzige Wohlthat zusendet.

Es war gegen Mitternacht, als Leonta, abermals von wilder Raserei erfaßt, mit aller Kraft an ihren Ketten riß. Die Handschelle hatte sich hierbei bis auf ihre kleine rechte Hand gezogen und sie sah, daß es ihr ein Leichtes sein würde, sich ganz davon zu befreien. Sie versuchte, wie weit sie die Schelle über ihre linke Hand bewegen könne, und fand, daß dies noch viel weniger Schwierigkeit hatte. Sie konnte sich von den Fesseln befreien, sie blickte nach dem offnen Fenster und war schon im Begriff, die Handschellen abzuziehen und sich hinaus in den Fluß zu stürzen, als sie den Anker in das Wasser fallen und zugleich das Schloß an der Kajütenthür aufschließen hörte. Erschreckt warf sie sich auf den Boden nieder, schloß die Augen und bemühte sich jetzt, in dem bewußtlosen Zustande zu erscheinen, in welchem sie ihr neuer Herr verlassen hatte. Der Hoffnungsfunke, sich seiner Gewalt zu entziehen, loderte aber zur hellen Flamme in ihr auf und mit aller Willenskraft ihres heißen, südlichen Blutes war sie entschlossen sich zu befreien oder ihrem Leben ein Ende zu machen.

Weston trat mit dem Steuermann in die Kajüte, blieb neben der Quadrone stehen und sagte: „Sie hat sich ausgetobt und wird sich bald in ihr Schicksal erge-

ben. Wir wollen sie ruhig hier liegen lassen, morgen wird man wohl ein vernünftiges Wort mit ihr reden können. Nehmen Sie mein Mosquitonetz mit hinaus auf das Verdeck, ich möchte doch noch einige Stunden schlafen und hier in der Kajüte ist es zu warm. Ehe der Tag kommt, können wir doch nicht nach der Farm gehen, um die Neger abzuliefern."

Der Steuermann nahm das leichte, wie ein Zelt geformte Netz von der Wand, verließ die Kajüte, und Weston, nachdem er noch einen Blick auf die Quadrone geworfen hatte, folgte ihm und verschloß die Thür. Kaum hörte Leonta das Schloß knarren, als sie auffuhr und lauschend nach dem Eingang blickte. Dann begann sie, die Handschelle über ihre kleine Rechte zu schieben, welches ihr mit wenig Anstrengung gelang; die linke Hand befreite sie noch leichter von der Fessel, sie legte die Ketten geräuschlos auf den Boden nieder und stieg nun auf den Sitz unter dem kleinen, sehr niedrigen Fenster, um zu versuchen, ob sie ihren Körper hindurchzwängen könne. Leise schob sie ihren Kopf und ihre Arme hinaus, drängte ihre volle Büste mit wenig Schwierigkeit durch die Oeffnung und wieder zurück, und schlich dann leise zu ihren Ketten, um sie sich schnell wieder anzulegen, für den Fall, daß man ihr noch einen

unverhofften Besuch abstatten sollte. Sie mußte ihren Tyrannen Zeit geben, in Schlaf zu sinken.

Kein Fußtritt ward mehr hörbar, eine Todtenstille herrschte auf dem vor Anker liegenden Schiffe, und nur das Plätschern der Wellen unter seinen Seiten unterbrach die nächtliche Ruhe.

Wohl eine Stunde hatte Leonta bei ihren Ketten auf dem Fußboden gesessen, ohne einen Laut zu vernehmen, der die Wachsamkeit eines der Männer auf dem Verdeck verrathen hätte. Ihr Herz pochte laut, ihre großen Augen funkelten kühn und entschlossen und mit leichtem Tritt hob sie sich jetzt zu dem Fenster hinauf. Sie beugte sich hinaus und lauschte eine lange Zeit; kein verdächtiger Ton drang zu ihrem Ohr; sie blickte auf das Wasser hinunter, sah, wie die schwarzen Wellen sich an den Seiten des Schiffes herkräuselten und unter ihr in drehendem Wirbel sich vereinigten; sie schob sich mit dem ganzen Oberkörper hinaus, bis ihre Hüften die Oeffnung des Fensters ausfüllten. Mit Verzweiflung gewahrte sie, daß sie nicht weiter konnte; sie stemmte sich mit aller Gewalt ihrer kleinen Hände gegen die Schiffswand, sie machte eine halbe Wendung, noch einmal nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, zwängte sich gewaltsam durch den engen Raum, und nun glitt sie nach der Tiefe hinunter und schoß senkrecht, mit dem

Kopf voran, hinab in die dunkle Fluth. Tief unten von dem schlammigen Grund des Flusses stieß sie sich mit den Händen ab und schoß pfeilschnell nach dem Wasserspiegel empor. Sie athmete wieder, sie athmete Freiheit, sie öffnete die Augen und sah in kurzer Entfernung über dem Glanz des Wassers den schwarzen Körper des Schooners liegen, aus dem das Fenster, welchem sie ihre Freiheit verdankte, matt erhellt hervorblickte. Niemand auf dem Schiffe hatte ihren Fall in das Wasser gehört, denn keine Bewegung war auf ihm sichtbar. Stromab und dem östlichen Ufer zu richtete Leonta jetzt die sichern Züge ihrer Arme und vergrößerte schnell die Entfernung zwischen sich und ihrem Gefängniß. Bald hatte sie das Land erreicht, wo es von üppigen Pflanzen überhangen war, hob sich an ihnen aus der Fluth und erklomm die Uferbank. Nur einen Augenblick stand sie unschlüssig, welche Richtung sie einschlagen sollte; dann floh sie in der Dunkelheit hin durch Wald und Flur, über steinige Höhen und sumpfige Gründe, bis sie mit dem ersten Grauen des Tages das Ufer des Hauptstromes erreichte. Ohne zu rasten, verfolgte sie dessen Lauf und erkannte bald die dunkeln Umrisse einer Farm, die sie oft schon als Kind und später mit Madam Crawford besucht hatte. Dieselbe lag einige hundert Schritt von dem Flusse

entfernt, doch erinnerte sich Leonta, früher an dessen Ufer mehrere Nachen bemerkt zu haben, und hoffte jetzt einen derselben zu finden. Sie wurde bei ihrem Herannahen nicht getäuscht; zwei Kähne schaukelten sich unter dem laubigen Abhang, in den kleinsten davon sprang sie hinein, löste die Kette, die ihn dort festhielt, ergriff das Ruder und fuhr schnell mit der Strömung dahin.

Die Dämmerung verdrängte die Schatten der Nacht und der neue Tag zog heiter am wolkenlosen Himmel auf; mit jeder Meile, welche Leonta zurücklegte, wurden ihr die Ufer bekannter; hier war es ein einzelnes Farmerhaus, dort eine hohe Gruppe von Magnolien oder Cypressen, die ihr zeigten, wo sie sich befand, und ihr ankündigten, daß sie sich ihrer Heimath nahe. Heimath? ach, Leonta hatte ja keine Heimath mehr! Wohin sollte sie sich wenden, wohin fliehen, um sich vor ihren Verfolgern zu verbergen? Auf der Farm, wo sie geboren war, konnte sie den wenigsten Trost erwarten, da ihr eigner Vater sie ja verkauft hatte und sicher ihrem neuen Herrn, der sie dort am ersten suchen mußte, wieder ausliefern würde. Die Wälder waren ihr einziger Trost, reife Früchte gab es dort im Ueberfluß und schnell lenkte sie das Boot an das östliche, dicht bewaldete Ufer, um sich in dem Dickicht zu verbergen.

Sie stieg an das Land, stieß den Nachen in die Strömung zurück, damit er ihre Spur nicht verrathe, und blickte ihm mit thränenvollem Auge nach. Sie befand sich hier noch mehrere Meilen von ihres Vaters Wohnung entfernt, aber auch die Nähe des Flusses war ihr schrecklich, denn hier mußte das fürchterliche Schiff wieder herunterkommen und seine Bewohner folgten ihm vielleicht auf dem Ufer, um nach ihr zu suchen. Sie eilte landeinwärts von dannen, stillte ihren Hunger während ihrer Flucht mit den Früchten des Waldes und sank, als der Tag sich neigte, entkräftet unter einem Baume nieder.

III.

Zu der Zeit, als Leonta am frühen Morgen den Nachen bestieg, erwachten die Schläfer auf dem Sclavenschiff; Weston kroch unter seinem Florzelt hervor, rief dem Steuermann zu, er möge die noch im Schiffsraum befindlichen Neger heraufholen lassen, damit er sie dem Farmer, dessen Wohnung nahebei auf dem Ufer stand, überliefern könne, und ging dann zu der Thür der Kajüte mit den Worten hin: „Wollen doch sehen, ob unser gelbes Vögelchen zahmer geworden ist?“

Er schloß die Thür auf, trat in die Kajüte ein, indem er sagte: „Nun, Mädchen, wie hast Du geschlafen?“ und fuhr mit Erstaunen und erschreckt zurück, als er die leeren Handschellen mit den Ketten auf dem Fußboden liegen sah.

Mit einem entsetzlichen Fluch sprang er auf das Verdeck hinaus und schrie seinen Leuten zu, daß die Quadrone verschwunden und entweder in dem Flusse ertrunken sei, oder sich durch Schwimmen gerettet habe.

Er tobte wie rasend, stampfte mit den Füßen das Verdeck, fluchte und schwur, daß, wenn er des Mädchens wieder habhaft würde, er ihr die Haut von dem Rücken ziehen wolle. „Nur schnell, die Neger an das Land, damit uns kein Geschäft weiter hindert, der verdammten Gelben zu folgen!“ rief er, in höchster Wuth auf dem Verdeck auf- und niederstürmend, während die Matrosen die Lucke öffneten, die in den untern Schiffsraum führte, und bald darauf acht Sclaven aus ihr hervorkrochen und sich in einer Reihe nebeneinander aufstellten. Hier wurden die Ketten, die sie trugen, aneinander befestigt, dann wurde ein langer Steg von dem Verdeck bis an das Ufer gelegt, Weston schritt voran auf das Land und die Neger folgten ihm aneinandergeschlossen schweigend nach.

In dem Hause war es auch lebendig geworden, der Farmer trat überrascht heraus und hieß Weston willkommen.

„Verdammt, wenn ich Euch so früh erwartet hätte; Ihr kommt mir aber recht, denn ich habe Arbeit genug vor der Hand, um zwanzig solcher Hunde zahm zu machen,“ sagte er, indem er auf die Neger zeigte, welche Weston ihm nun einzeln vorführte, ihre guten Qualitäten pries und dann den Preis nannte, den er für sie forderte. Der Pflanzer musterte jeden Einzelnen

mit großer Vorsicht, befühlte ihn am ganzen Körper, ließ ihn reden, rufen, husten und springen und ertheilte Einigen von ihnen, als Beweis seiner Zufriedenheit, einen kräftigen Peitschenhieb.

Der Handel war bald abgeschlossen, die Sclaven wurden von den Ketten befreit und nach den nahen Negerhütten gewiesen; Weston fertigte den Kaufbrief über sie aus und empfing das Geld dafür. Dann aber klagte er dem Pflanzer sein Unglück in Betreff der Quadrone und bat ihn um seine Hülfe, sie aufzusuchen.

Zuerst wurde in Booten mit langen, behakten Stangen der Grund des Wassers in der Nähe des Schooners untersucht; da man sie aber dort nicht fand, so war man überzeugt, daß sie an's Land geschwommen sei. Die sechs großen Hunde, welche auf dem Verdeck des Schooners an Ketten lagen, wurden an das jenseitige Ufer gebracht, da man erwartete, daß das Mädchen dasselbe vor dem diesseitigen gewählt habe, weil sich hier eine Ansiedlung befand. Weston selbst und zwei seiner Leute begaben sich gleichfalls dorthin, und der Farmer schwur, er würde ihn nicht eher verlassen, bis er die Flüchtige gefunden, und müsse er ihm über ganz Florida folgen. Ein Neger wurde mitgenommen, der einige Krüge Branntwein und einen

größern mit Wasser sowie Brod und Fleisch tragen mußte, und dann schnallte Weston den Hunden Riemen mit einem Kopfzeug um die Mäuler, damit sie dieselben nicht weit genug zu öffnen im Stande waren, um beißen zu können. Die Männer hatten sich alle mit Flinten bewaffnet, und nachdem Weston seinem Steuermann den Befehl gegeben hatte, den Schooner bis zu der Vereinigung der beiden Flüsse zu fahren und dort vor Anker zu gehen, befreite er selbst die Hunde von den Ketten und winkte ihnen mit einem gellenden Jagdruf zu, am Flusse hin zu suchen.

Ohne einen Laut von sich zu geben, senkten die Thiere die Nasen an die Erde und suchten in weitem Halbkreise vor ihrem Herrn hin, zu dem sie von Zeit zu Zeit wieder zurückkehrten und weitere Winke von ihm erhielten. Kurze Zeit waren sie aber nur dem Ufer gefolgt, als einer der Hunde ein lautes Geheul anstimmte und die übrigen zu ihm hinrannten und ihre Stimmen gleichfalls ertönen ließen.

„Verdammt, wenn sie nicht schon die Fährte haben; nun, Fräulein, sollst du wohl nicht lange laufen!“ schrie Weston und sprang, von seinem Begleiter gefolgt, zu den Hunden hin, die auf einen Fleck zusammengedrängt standen und bald die Nasen auf die Erde drück-

ten, bald sie in die Höhe richteten und ihre Stimmen erschallen ließen.

„Laß sehen, Shark!“ rief Weston einem der Hunde zu und bückte sich spähend zur Erde nieder, wo er sogleich den zierlichen Abdruck von Leonta's Fuß in dem weichen Boden erkannte.

„War recht, Shark — hin, hin!“ schrie er und gellte seinen Jagdruf abermals durch das Dickicht, worauf die Hunde nun sämmtlich sich auf der Fährte zusammendrängten, derselben so schnell folgten, als ihr Herr ihnen nachkommen konnte, und ihre Stimmen laut und hell ertönen ließen.

Nach Verlauf einer Stunde anhaltenden Verfolgens der Spur verstummten plötzlich die Hunde und zwar an dem Ufer des Hauptstromes, da, wo Leonta das Boot bestiegen hatte. Der Eigenthümer desselben fand sich auf den Lärm bald bei den Jägern ein und erklärte, daß das eine seiner beiden Boote, welches er selbst noch am vergangenen Abend hier befestigt habe, gestohlen sei. Auf die Bitte Weston's, ihm das noch vorhandene Boot zu leihen, um die weitere Spur der Flüchtigen zu verfolgen, ward dieses sofort zu seiner Verfügung gestellt, er und seine Begleiter stiegen hinein und fuhren nahe an dem diesseitigen Ufer stromab, während die Hunde stumm auf demselben hinsuchten.

Weston hatte beschlossen, dieses Ufer bis zu der Vereinigung des Flusses mit dem westlichen Arm zu verfolgen, und für den Fall, daß die Hunde hier die Spur der Quadrone nicht finden sollten, an dem jenseitigen östlichen Ufer wieder am Flusse hinaufzusuchen. Oft verliefen sich die Hunde weit in das Land hinein und kehrten erst nach geraumer Zeit wieder zum Flusse zurück, so daß die Sonne schon tief am Himmel stand, als die Jäger in ihrem Boote den Zusammenfluß der beiden Ströme erreichten, wo auch der Schooner vor Anker gegangen war. Weston mußte für heute die Jagd aufgeben, denn die Nacht war nicht mehr fern und die Hunde waren ermüdet. Der Pflanzer, seinem Versprechen getreu, begleitete ihn auf sein Schiff, um dort die Nacht zuzubringen und mit ihm am folgenden Morgen auf dem andern Ufer am Fluß hinauf die Jagd fortzusetzen.

In dem Hause Crawford's herrschte Trauer und Herzeleid, denn Herr Crawford hatte am Abend zuvor, eine halbe Stunde nachdem das Sclavenschiff abgefahren war, seiner Frau die Schreckenskunde überbracht: Leonta sei in den Fluß gefallen und ertrunken. Er erzählte, daß der Schiffscapitain und alle seine Leute ihr Möglichstes aufgeboten hätten, um wenigstens

die Leiche des Mädchens aufzufinden, es seien aber alle Bemühungen fruchtlos gewesen. Die Nachricht hatte Madame Crawford ohnmächtig zu Boden geworfen, und erst nach vielen Bemühungen Seitens ihres Mannes war ihr Bewußtsein zurückgekehrt. Dann hatte sie aber in ihrem Jammer, in ihrer Verzweiflung über den Tod des geliebten Mädchens darauf bestanden, sofort noch weiter nach dem Leichnam zu suchen, war, da Crawford sich weigerte, sie zu begleiten, allein mit dem alten Sam an den Fluß geeilt, und dieser hatte in ihrer Gegenwart das Boot bestiegen und mit einer langen Stange auf dem Grund des Flusses nach Leonta suchen müssen. Sie selbst hatte beinahe während der ganzen Nacht an dem Ufer gesessen und unter bittern Thränen durch Jammern und Wehklagen ihrem Schmerze Luft gemacht. Alle Bemühungen waren fruchtlos geblieben, den Rest der Nacht hatte sie weinend neben ihrem Gatten verbracht und trotz seiner Vorstellungen, seiner Vorwürfe über ihr unnützes Klagen, hatte sie heute während des ganzen Tages ihre Thränen noch nicht stillen können. Jetzt, als die Sonne zur Ruhe gehen wollte, saß die Frau in dem düstern Zimmer, hielt weinend die kleine schluchzende Anna in ihren Armen und blickte von Zeit zu

Zeit durch die offene Thür nach dem westlichen Himmel, dessen Roth ihr heute wie Blut vorkam.

Crawford dagegen hatte sich durch Sam über den Fluß setzen lassen und ihm aufgetragen, seines Rufes gewärtig zu sein, um ihn bei seiner Rückkehr wieder überzufahren. Darauf ging er, in Gedanken versunken, landeinwärts in der Richtung nach Henderson's verlassener Farm, um sich darauf umzusehen, eigentlich aber nur, um von Hause wegzukommen und um zu gehen; denn wenn er ruhig dasaß, so meinte er immer, das Bild seiner verkauften Tochter vor sich zu sehen, glaubte immer, er höre den Schrei, der von dem Schiffe aus zu seinen Ohren drang, und schreckte dann jedesmal, um sich spähend, zusammen.

Er schritt, gedankenvoll vor sich hinschauend, durch die einzelnen Gruppen majestätischer Riesenbäume, den Ueberrest des Urwaldes, der von dem Ufer bis zu Henderson's Wohnung die Erde einst bedeckt hatte, und wurde von Zeit zu Zeit durch eine colossale Weinranke, die von der schwindelnden Höhe einer Cypresse, einer Magnolie, eines Mahagonibaumes herab bis an die Erde hing und zu der Spitze eines andern solchen Königs der Pflanzenwelt wieder hinaufreichte, in seiner träumerischen Wanderung aufgehalten. Die Vögel sangen süß und lieblich ihre Abendlieder, er hörte sie nicht;

die Wunderblumen der Tropenpflanzen öffneten ihre Kelche und gaben ihren gewürzigen Duft dem lauen Abendwind mit, Crawford sah sie nicht, er empfand das Aroma nicht, welches ihn umwehte; die Sonne warf ihre goldnen Strahlen blitzend durch die ewiggrünen, saftigen Laubmassen und glühte hier und dort in den tiefsten, schwärzesten Schatten auf den Riesenstämmen der Bäume, Crawford hielt seine Blicke auf den Boden geheftet, denn das Licht stand mit seiner Stimmung nicht im Einklang.

In weitem Bogen hatte er endlich das Wohngebäude Henderson's erreicht, als nur noch ein röthlicher Schimmer den Fleck über dem dunkeln Golf bezeichnete, wo die Sonne versunken war und die Nacht ihre Schwingen eilig über die Erde ausbreitete. Hier saß der Mann auf dem Boden, welchen er mit dem Erlös aus seinem Kinde erwerben wollte. Er hatte die Felder, die Einzäunungen und die Nebengebäude in Augenschein genommen, mit der Absicht, einen ungefähren Ueberschlag über deren Werth zu machen, er konnte aber zu keinem Resultat kommen, denn immer drängte sich das Bild Leonta's in seine Rechnung hinein und verwirrte seine Gedanken. Er hatte eine Zeitlang vor dem Hause unter der Veranda gesessen, als sich seine Blicke nach dem Flusse hinunter richteten und dort von

einem Fackellicht angezogen wurden. Es war sicher der alte, treue Sam, der mit einem brennenden Kienspahn nach dem Ufer des Flusses hinunterging, um ihn dort zu erwarten. Crawford erhob sich und schritt auf dem breiten Wege hin, der in gerader Richtung nach dem Strome hinunter führte, doch es war so dunkel geworden, daß er kaum den ziemlich übergrasten Pfad halten konnte. Er hatte sich wohl schon gegen fünfzig Schritt von dem Hause entfernt, als er mit dem Fuß gegen etwas Hartes, einen Stein, oder ein Stück Holz, was es auch sein mochte, anstieß und einen Schritt seitwärts trat, um das Hinderniß zu umgehen. Noch einen Schritt that er vorwärts, sein Fuß fand keinen Grund, es war zu spät, um zurückzuschreiten, sein Gewicht lag schon zu weit nach vorn, er stürzte vorwärts, griff mit den Händen um sich, doch nur durch die Luft, auch sein anderer Fuß hatte den Boden verloren, und wirbelnd schoß er hinunter in einen finstern Abgrund, bis er plötzlich in eisigem Wasser versank und in großer Tiefe dessen Grund erreichte. Mit verzweifelter Kraft stieß er sich wieder nach oben und fühlte, als er wieder Luft schöpfte, mit seinen ausgestreckten Händen, daß die Wand der Vertiefung, in welche er gestürzt, mit Holz ausgekleidet war. Es war der Brunnen bei Henderson's Haus,

in dem er sich befand, darüber blieb ihm kein Zweifel, der Brunnen, von dem er wußte, daß er über achtzig Fuß Tiefe besaß. Die vier Wände desselben waren von seinem Grunde aus mit sehr starken Bohlen von Cypressenholz ausgefüttert, deren Seiten auf einander ruhten; doch da sie nur dazu bestimmt, die Wände des Brunnens vor Einstürzen zu sichern, so hatte man keine große Genauigkeit bei ihrem Zusammenfügen beobachtet und es befanden sich viele offene Stellen dazwischen. Crawford hatte in einer Ecke des Brunnens mit der Hand in eine solche Oeffnung gefaßt und hielt sich darin fest, um nicht wieder in dem Wasser zu versinken. Zugleich fühlte er mit seinen Füßen an den beiden Wänden nach Haltpunkten, auf die er sich stützen könne und fand solche sehr bald zwischen den Bohlen. Er war nun vor dem Ertrinken sicher, denn die Oeffnung, in welche er seine Hand eingebracht hatte, war sehr weit, er kratzte mit seinen Fingern den losen Boden noch mehr aus ihr hervor, so daß er bald seinen ganzen Arm hineinlegen konnte, und dadurch mehr Ausdauer erhielt.

Jetzt erst überblickte er seine Lage. An Hülfe war kein Gedanke, denn er befand sich über sechzig Fuß unter der Erde, die Farm war verlassen, und wenn man ihn auch in der Gegend suchen sollte, so konnte

doch Niemand sein Hülfeschreien vernehmen. Er blickte hinauf gegen den dunkeln Himmel und sah die Sterne über sich flimmern; wären seine Hände nicht festgeklammert gewesen, er hätte sie zum Gebet gefaltet, hätte er seine Kniee beugen können, er wäre niedergefallen und hätte Gott um Hülfe angerufen. So aber heftete er nur seine Blicke an das sternbedeckte dunkle Gewölbe über sich und betete laut mit stotternder Stimme, er bekannte laut seine Gräuelthat an seinem Kinde und gelobte, sein Unrecht wieder gut zu machen, wenn Gott ihm gnädig sei und ihn von diesem sichern Untergang errettete. Jetzt kam ihm der Gedanke, er könne möglicherweise mit Hülfe der Oeffnungen zwischen den Bohlen die Höhe des Brunnens ersteigen, die Hoffnung gab ihm Kraft und rasch griff er über sich in die Fuge zwischen dem nächsten Brett. Auch seine Füße fanden höher einen Haftpunkt; er erstieg sechs, acht, zehn Bohlen — wieder ergriff er die darüberliegende und hob sich an ihr in die Höhe, doch mit einem morschen Krach gab sie sich von der Wand ab, und stürzte mit Crawford in das Wasser hinunter. Abermals sank er bis auf den Grund des Brunnens und stieß sich von da zurück auf den Wasserspiegel. Vergebens griff er aber im Augenblick seines Auftauchens nach den Wänden, seine Hände glitten an den schlüpfrigen Brettern ab

und die Fluth schloß sich wieder über seinem Kopfe. Er rang mit dem Tode, wiederholt schnappte er nach Luft, das in seinen Mund strömende Wasser aber ließ ihn denselben schnell wieder schließen, da that er im letzten verzweifelten Kampfe noch einen Griff nach der Wand, seine Hand erfaßte eine der Bohlen und mit seinen letzten Kräften hob er sich über das Wasser empor.

Er athmete wieder, nach und nach kehrten seine Kräfte zurück, und er nahm seine erste Stellung wieder ein. Er zitterte am ganzen Körper und die Kälte machte, daß seine Kinnladen laut gegeneinander schlugen. Wohl sah er jetzt ein, daß er dem Tode nicht entgehen konnte, die Liebe zum Leben war jedoch stärker, als seine Verzweiflung, und ließ ihn seinen Arm immer tiefer hinter die Bohle vergraben.

Er hatte schon über drei Stunden so zwischen Leben und Tod gehangen, als plötzlich der oberste Rand in dem Brunnen von einem feurigen Lichtschein erhellt ward. Sicher suchte man ihn bei Fackellicht. Er schrie mit einer Gewalt der Stimme, die nur die Todesangst verleihen kann. Er schrie, ohne abzusetzen, doch das Licht wurde matter und immer bleicher und ließ bald wieder nur den schwarzen Rand der Oeffnung zurück. Alle Hoffnung war nun verschwunden, daß man

ihn auf Henderson's Farm noch suchen und retten würde, nachdem man sich überzeugt hatte, daß er hier nicht war.

Wirklich war es der alte, treue Neger Sam gewesen, der sich hier, mit einer Fackel in der Hand, nach seinem Herrn umgesehen hatte, weil er über Erwarten lange ausgeblieben. Sam war von hier zurück zu seiner Herrin geeilt und hatte ihr die Nachricht gebracht, daß er seinen Herrn nirgends finden könne; da derselbe aber schon oft bei einem Nachbar übernachtet hatte, ohne sein Ausbleiben vorher zu melden, so beunruhigte es die Frau nicht sehr und sie war überzeugt, daß er am folgenden Morgen zurückkehren würde.

Leonta lag um diese Zeit, ermattet von der Anstrengung während ihrer Flucht, in tiefem Schlaf unter einem Baum hingesunken und träumte von frischem Quellwasser und saftigen Früchten. Sie hatte während des ganzen Tages keinen Trunk zu sich genommen, und jetzt waren ihre Lippen und ihr Gaumen trocken und der Durst, der sie quälte, zauberte ihr in ihren Träumen das Labsal vor, nach dem sie schmachtete. Endlich weckte sie der brennende Durst, sie blickte um sich, und erkannte bei dem ersten Dämmerlicht, welches durch den Wald zitterte, die Lage, in der sie sich befand. Sie lechzte nach Wasser; wo aber sollte sie sich hin-

wenden, um solches zu finden? Das Wasser des Flusses so nahe an seiner Mündung war nicht trinkbar, denn es war mit Salz geschwängert, auf einer Farm in der Umgegend durfte sie sich nicht blicken lassen, wollte sie nicht sofort wieder in die Hände des Sclavenhändlers fallen, und Quellen waren nicht in der Nähe der Seeküste. Da fiel ihr die verlassene Farm von Henderson ein; dort war ein guter Brunnen und dort konnte sie sich auch für einen Nothfall verborgen halten. Das Haus war von herrlichen Bananen, Orangen- und Apfelsinenbäumen umgeben, deren Früchte ihr reichliche Nahrung boten; sie besann sich nicht lange, überlegte, in welcher Richtung sie am schnellsten dorthin gelangen müsse, und eilte dann, so rasch sie ihre Füße zu tragen vermochten, dem ersehnten Orte zu. Bald hatte sie eine, aus dem Walde emporstrebende, nackte Höhe erreicht, von wo aus ihr die Aussicht in die Umgegend frei stand, und erkannte in nicht sehr großer Entfernung Henderson's Wohngebäude. Sie verdoppelte ihre Schritte, und noch hatte die Sonne nicht ihren ersten Blick über die Erde gethan, als sie ermattet und nach dem frischen Trunk lechzend die Farm erreichte. Schon von Weitem spähte sie nach dem Brunnen, den sie so oft gesehen und über dem sich sonst die Welle mit Strick und Eimer erhob, dennoch

konnte sie ihn nicht finden, bis sie sich den Häusern näherte und nun die Oeffnung des Brunnens gewahrte, von der man obige Gegenstände entfernt hatte. Dieselbe war mit Brettern bedeckt gewesen, welche der Sturm vor einigen Tagen davon abgeweht haben mußte, denn sie lagen in ihrer Nähe umher. Leonta eilte zu dem Brunnen hin, um zu sehen, wie tief er sei und ob sie keine Möglichkeit entdecken könne, einen Trunk daraus zu bekommen. Sie hatte den Rand der Oeffnung erreicht und neigte sich über dieselbe, als ihr der Hülferuf ihres Vaters aus der Tiefe entgegenschallte. Die Stimme war dem Ohr des Kindes zu vertraut, als daß Leonta sie hätte verkennen können, sie fuhr erschrocken zurück, neigte sich aber im nächsten Augenblick wieder über die Oeffnung, und nun gab es keinen Zweifel mehr für sie, es war ihr Vater, der sich tief unten in dem Brunnen befand. Entsetzt stierte sie hinab und lauschte der Stimme.

„Leonta, meine Leonta, mein Kind, meine Tochter, hilf, hilf mir, hilf Deinem unglücklichen Vater!" schrie es deutlich aus dem Brunnen herauf und Leonta fiel erschüttert zurück und faltete ihre Hände krampfhaft über ihrer Brust.

„Großer, allmächtiger Gott, laß mich meinen Vater retten, er hat mich sein Kind, seine Tochter ge-

nannt, nimm mein Leben für das Seinige, laß mich ihn retten!“ schrie sie mit zitternder Stimme, indem sie neben dem Brunnen auf den Knieen lag und ihre Hände hoch über sich gegen den klaren Himmel richtete. Dann beugte sie sich rasch über den Brunnen und rief hinab:

„Ich hole Sam herbei, er soll mir beistehen, Dich zu retten,“ sprang auf und rannte in fliegendem Lauf davon, den Berg hinab, dem Ufer des Flusses entgegen.

Kaum hatte sie den Fuß des Hügels erreicht, als von dem seitwärts gelegenen Walde her das laute, wüthende Geheul jagender Hunde ertönte und wilde, gellende Jagdrufe dazwischen schallten. Es war Weston mit seinen Begleitern, dessen Hunde vor ihnen auf der frischen Spur der Quadrone dem Brunnen zustürmten, von da sich den Hügel hinabwandten und nun die fliehende Beute vor sich erkannten. Die Wuth der Thiere steigerte sich mit jedem Sprunge und die gellenden Schreie der folgenden Jäger übertönten noch ihr Geheul. Leonta hörte sie kommen, sie sah, wie die Meute ihr nachstürzte, alle Kraft ihrer Glieder nahm sie zusammen und flog über die Ebene dem Flusse zu, um sich von dem Ufer in seine Fluth zu stürzen und den Neger Sam von der Gefahr ihres Vaters zu unterrichten. Das Geheul der Hunde und die wilden Schreie

der Männer hatten den alten Neger an das Ufer gebracht, und kaum traute er seinen Augen, als er die todtgeglaubte Leonta mit fliegendem Haar über die Ebene jenseits des Flusses heransausen sah.

„Rette meinen Vater, er ist in Henderson's Brunnen gefallen!" schrie sie von Weitem und wiederholt dem entsetzten Neger zu; noch lagen nur fünfzig Schritte bis zu dem Ufer vor ihr, aber die Hunde waren schon zum Greifen hinter ihren Fersen, noch zwei — drei weite Sprünge und Shark, der größte von den sechs wüthenden Bestien, flog der Quadrone mit dem Kopf in den Rücken und stürzte sie auf den Boden nieder. Im Augenblick lagen alle sechs Hunde auf der Unglücklichen und suchten sie mit den Zähnen zu ergreifen, die Riemen aber ließen es nicht zu, ihr Gebiß zu öffnen.

Leonta schrie in ihrer Verzweiflung, sie suchte aufzuspringen, wurde aber immer wieder von der Meute niedergeworfen, bis Weston mit seinen Begleitern sie erreicht hatte, die Hunde abnahm und ihr die Hände mit den Worten auf dem Rücken zusammenknebelte: „So, verdammte Negerin, nun sollst Du mir nicht wieder davonlaufen!"

Die Quadrone dachte nicht an sich selbst, sie dachte



nur an die Rettung ihres Vaters und rief unaufhörlich den Namen des alten Negers.

Eben hatte Weston sie gebunden, als Sam das diesseitige Ufer erklomm und mit Angst und Schrecken sah, wie die bewaffneten weißen Männer Leonta gefesselt davon führten.

„Rette meinen Vater, er liegt in dem Brunnen dort oben, nimm einen Strick mit, es ist keiner dort. Verliere keine Minute. Mir kannst Du nicht helfen, Sam!“ rief sie dem Neger zu, während Weston sie mit sich fort nach dem Walde zog. Sie war so ermattet, daß ihre Füße sie bald nicht weiter zu tragen vermochten, sie sank zusammen und bat flehentlich um einen Trunk Wasser. Weston ließ ihr ihn reichen und schickte einen seiner Leute am Flusse hinauf, um dem Steuermann den Befehl zum Herbeisegeln zu geben. Nach kurzer Rast richteten die Männer Leonta wieder auf und nöthigten sie, weiter zu gehen. Dennoch sank sie wiederholt zusammen, ihre Füße bluteten und ihre Gedanken waren verworren und versprengt. Man riß sie aber an ihrem schönen Lockenhaar immer wieder vom Boden auf und zog sie vorwärts, bis an das Ufer des Flusses, wo man ihr Ruhe ließ und auf das Erscheinen des Schooners wartete.

Sam war während dieser Zeit zu Crawford's

Haus zurückgekehrt, hatte das Seil von dem dortigen Brunnen losgebunden, und eilte dann mit demselben nach Henderson's Farm, um seinen Herrn zu retten. Er ließ das Ende des Strickes zu Crawford in die Tiefe hinab, welcher kaum noch Bewegung und Kraft genug besaß, sich denselben unter seinen Armen um die Brust zu binden. Der Neger hob nun mit seiner, schwere Arbeit gewohnten Rechten seinen Herrn Zug für Zug näher zu sich herauf und zog mit seiner linken Hand in gleichem Maße das andere Ende des Seils, welches er um den neben ihm stehenden Baum geschlungen, zu sich an, um Crawford auf der Höhe zu halten, zu welcher er ihn jedesmal gehoben hatte. Die nahe Rettung gab diesem neue Kraft, er klammerte sich an den Brettern fest und erleichterte durch seine eigene Anstrengung dem treuen Sclaven die schwere Arbeit. Endlich faßte seine Hand den Rand des Brunnens; die freie Luft und das helle Tageslicht umgab ihn wieder, Sam ergriff ihn unter den Armen, zog ihn von dem fürchterlichen Abgrund hinweg auf die Erde und küßte ihm die Hand, indem er neben ihm auf die Kniee sank. Crawford aber hatte die Besinnung verloren, die Farbe des Todes strich über seine entstellten Züge, machtlos sanken seine Arme neben ihm auf den Boden und eine tiefe Ohnmacht hielt ihn

umfangen. Sam entblößte die Füße seines Herrn und rieb sie heftig mit dem groben Stoffe seiner Jacke, er rieb dessen kalte Hände und regungslose Brust, bis er endlich die Augen wieder öffnete, und, mit geängstetem Blick um sich stierend, stotterte: „Wo ist Leonta?"

„Ach, Herr, sie ist dort unten am Ufer des Flusses durch Hunde gefangen und, von weißen Männern gebunden, nach jenem Walde geschleppt worden," antwortete der Sclave mit bebender Stimme.

„Hilf mir hinunter nach dem Flusse, Sam!" schrie Crawford jetzt mit einem Ausbruch von Entsetzen und raffte sich vom Boden auf; „hilf mir, Sam, damit ich das Ufer erreiche, ehe das Schiff in den Golf hinaussegelt!"

Er schwankte unsichern Trittes, von dem Neger unterstützt, den Hügel hinab, hielt seine Augen unbeweglich auf den Fluß geheftet und hatte schon den größten Theil der Ebene überschritten, als plötzlich zwischen den Riesenbäumen, die sich an dem Flusse erhoben, das aufgeblähte weiße Segel des Sclavenschiffs sichtbar wurde, und dieses mit vollem Wind in der Strömung herabgezogen kam.

„Vorwärts, Sam, hilf mir, vorwärts!" schrie Crawford in höchster Verzweiflung und stürzte, seine letzten Kräfte zusammenraffend, dem Ufer zu, dessen

hohe Bank er erreichte, als der Schooner vor ihm in der eiligen Fluth schwamm.

„Halt! — haltet an, Weston, haltet an, nehmt Euer Gold und gebt mir mein Kind zurück! — Um Gottes Willen, haltet an!“ schrie der Pflanzer und streckte seine Arme dem Sclavenhändler entgegen; doch dieser stand an dem Steuer, schüttelte den Kopf und rief zu Crawford hinauf: „Die Quadrone ist mein, und Euer Gold und Euer ganzes elendes Land reicht nicht hin, sie von mir zu kaufen. Gebt Euch zufrieden, sie wird einen reichen Herrn bekommen und fein gehalten werden.“

Crawford rang die Hände, bat, flehte und drohte, doch der Sclavenhändler schüttelte den Kopf, und das Schiff glitt unter vollem Segel vorüber der Mündung des Flusses zu, wo es bald durch die schäumende Brandung hinaus in den Golf schwamm.

Crawford war niedergestürzt, verbarg sein Gesicht in seinen Händen und hörte nicht auf die dringenden Bitten des Sclaven, nach dem Boot hinunterzugehen und sich überfahren zu lassen, damit er seine nassen Kleider wechsele und sich der Ruhe überließe, deren er so sehr bedurfte. Erst nach geraumer Zeit gab er dem Flehen des Negers nach und ließ sich von ihm nach seinem Wohngebäude bringen.

Seine Frau, die von allen den Vorfällen dieses Morgens Nichts gewahr worden war, trat ihm mit den Worten entgegen:

„Gottlob, daß Du kommst; Dein Ausbleiben hat mich sehr beunruhigt;“ als sie ihm aber näher kam, seine bleichen, entstellten Züge und seine nasse Kleidung bemerkte, rief sie entsetzt aus: „Himmel, was ist geschehen?“ ergriff seine kalte Hand und wollte ihn in das Haus führen, er aber trat um dasselbe herum vor die Veranda, zeigte nach dem Schiff, dessen weißes Segel schon in weiter Ferne über die grünen Wogen glitt und sagte tief erschüttert:

„Dort schwimmt mein Kind, das mir das Leben rettete, meine Leonta — ich habe sie an einen Sclavenhändler verkauft.“

„Mann — das ist nicht wahr — Du bist nicht bei Verstand, — besinne Dich — Leonta ist ertrunken,“ rief die Frau, indem sie Crawford bei der Schulter faßte und ihm in die Augen stierte.

„Ich habe sie verkauft — dort in dem Koffer liegt das Sündengeld, wofür ich sie hingab,“ sagte der Mann mit dumpfer Stimme und zeigte in das Haus.

„Dein eignes Kind verkauft? — Gott mag einst Deiner Seele gnädig sein!“ rief die Frau und trat schaudernd von ihm zurück. Dann richtete sie ihren

Blick über die Wogen nach dem sich rasch entfernenden Schiff, Thränen entquollen ihren Augen, und indem sie ihr Gesicht in ihrem Tuch verbarg, sagte sie:

„Armes, unglückliches Kind!"

Sie hatte sich umgewandt, um in das Haus zu gehen, als Crawford ihre Hand ergriff und sie mit den Worten zurückhielt:

„Ich kaufe sie zurück und wenn ich meinen letzten Dollar für sie hingeben muß. Aber wie komme ich schnell nach New-Orleans? Vielleicht treffe ich in Tampa Bay ein Fahrzeug, welches dahin zurückfährt, denn die Regierung hält dort eine Garnison und hat sie fortwährend mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Morgen früh mache ich mich auf den Weg, Frau, — der Himmel wird mir beistehen, mein Kind zu retten."

Madame Crawford ließ sich schweigend unter der Veranda nieder, weinte bitterlich und blickte dem Segel nach, welches bald nur noch von Zeit zu Zeit wie ein weißer Punkt an dem Horizont des im heitern Sonnenlicht blitzenden Golfs auftauchte. —

IV.

Einige Tage später, als am Morgen in New-Orleans die neuen Zeitungen erschienen, erregte folgender Artikel in denselben große Aufmerksamkeit unter den Bewohnern der Stadt:

„Bei den Herren Charles Weston & Parker, Esplanadestraße Nr. 137 ist die schönste Quadrone zu verkaufen, welche jemals auf diesem Markte erschien. Den Eigenthümern, welche sich schmeicheln, stets die vorzüglichsten Sclaven geliefert zu haben, gereicht es zum besondern Vergnügen, auf dieses ausgezeichnete, wohlerzogene, noch gänzlich unverdorbene Mädchen Liebhaber aufmerksam zu machen, da ihnen vielleicht niemals wieder die Gelegenheit geboten wird, ein solches Prachtexemplar von einer Quadrone zu erstehen. Vormittag von acht bis eilf Uhr ist Kauflustigen die Besichtigung des Mädchens freigestellt, später nicht mehr, da alsdann unsere regelmäßigen

öffentlichen Verkäufe von Farbigen beiderlei Geschlechts beginnen, zu welchen wir uns gleichfalls einem verehrten Publikum empfehlen und die Versicherung beifügen, daß wir stets darauf bedacht sein werden, das uns bis jetzt geschenkte Vertrauen durch eine Auswahl der besten Artikel zu verdienen.

Charles Weston & Parker, Sclavenhändler.

Kaum war es acht Uhr, als sich die Esplanadestraße ungewöhnlich belebte und alte und junge Männer aus der vornehmen Welt sich nach dem Hause obiger Herren begaben, um die gepriesene Quadrone in Augenschein zu nehmen.

Die Thür des großen, prächtigen Wohngebäudes der Sclavenhändler blieb verschlossen, doch das Thor neben demselben, welches durch eine sehr hohe Mauer in den Hofraum zwischen den Nebengebäuden führte, war weit geöffnet und der geräumige Platz dahinter füllte sich schnell mit Neugierigen. Zu beiden Seiten des Thores waren sehr schöne männliche und weibliche Sclaven von der dunkelsten schwarzen bis zu der leichtesten gelben Hautfarbe aufgestellt, alle reinlich und wohlgekleidet und, wie es schien, in der heitersten, glücklichsten Stimmung, denn sie lachten, scherzten und neckten sich untereinander, sangen und sprangen und thaten Alles, um die Aufmerksamkeit der vorübergehenden

Männer auf sich zu ziehen. Auch in dem Hof selbst vor den Gebäuden, die denselben umgaben, waren Reihen von Sclaven und Sclavinnen zur Schau aufgestellt, die sich bemühten, heiter zu erscheinen, und namentlich in ein grinsendes Lachen verfielen, sobald einer der Neger, welche, sie beaufsichtigend, vor ihnen auf- und niedergingen, seinen Blick auf sie richtete.

Die Herren Weston und Parker empfingen selbst die eintretenden Männer und wählten, da der Andrang zu groß war, nur diejenigen unter ihnen heraus, von denen sie zu glauben berechtigt waren, daß sie wirklich mit der Absicht kamen, die angezeigte Quadrone zu kaufen. Diese wurden nun in das Wohngebäude nach einem, mit reichem Teppich, schweren seidenen Vorhängen und kostbaren Möbeln decorirten Zimmer geführt, in welchem sich Leonta, von zwei starken Negerfrauen bewacht, befand. Ihr wundervolles Haar war sorgfältig in schweren Flechten an ihrem Hinterkopf befestigt und hing in reichen Locken zu beiden Seiten über ihren entblößten, zarten Nacken und vollen Busen zwischen dem weit ausgeschnittenen, vorn bis auf den Gürtel geöffneten, leichten, bunten Gewand herab, welches ihr kaum bis über das Knie reichte und aus den kurzen offnen Aermeln ihre makellos geformten Arme sehen ließ. Es war dies Gewand die einzige Bekleidung,

die ihren schönen Körper umgab, mit Ausnahme der zierlichen Schuhe, welche ihre kleinen Füße umschlossen. Sie saß in der Mitte des Zimmers auf einem Sessel ohne Rücklehne, hielt ihre gefalteten Hände vor ihren Busen, ihren kleinen Kopf darniedergebeugt, und ließ die Thränen, die unter ihren langen Wimpern hervorquollen, in ihren Schooß fallen.

Es war wohl ein Dutzend Männer mit Weston in das Zimmer getreten und dieser schritt zu Leonta hin, nahm sie bei'm Arm, und ersuchte sie mit freundlichen Worten, aufzustehen.

Während die Sclaven gewöhnlich von ihrem Verkäufer dazu angehalten werden, bei den Besichtigungen und Untersuchungen heiter und lustig zu erscheinen und, wo es nöthig ist, mit der Peitsche dazu gezwungen werden, so sah Weston in den Thränen und in der dumpfen Verzweiflung, die auf Leonta's ganzer Erscheinung lag, eine Erhöhung ihres Werthes und eine Empfehlung mehr für einen Liebhaber. Leonta wurde nun von allen Seiten betastet und Fragen an sie gerichtet, von denen sie jedoch nicht eine beantwortete. Nach genauer Beschauung entfernten sich die Kauflustigen, um mit Parker das Geschäft weiter zu bereden, während andere Reflectanten bei der Quadrone eingeführt wurden. Mit jedem Tage mehrte sich deren Zahl, denn

sobald die Zeitungen den Ruhm von der Schönheit der Quadrone im Lande verbreitet hatten, eilten die reichen Plantagenbesitzer Louisiana's nach New-Orleans, um sich gegenseitig das Mädchen streitig zu machen.

Der Preis aber, den die Eigner für Leonta forderten, war zu enorm, als daß sich bald ein Käufer gefunden hätte, denn sie hielten denselben auf zwanzigtausend Dollars fest. Eine Woche war verstrichen und Hunderte von Kauflustigen hatten hohe und niedrige Gebote gethan, ohne daß man über den Preis einig geworden wäre. Der Zudrang von Schaulustigen war eines Morgens von acht bis elf Uhr wieder sehr groß gewesen, und mit dem Erscheinen dieser Stunde hatte der öffentliche Sclavenverkauf begonnen.

Eine sehr geräumige Halle, die von allen Seiten her durch Fenster erhellt wurde, war in einem der Nebengebäude geöffnet, und die laute Stimme des Verkäufers rief die Kauflustigen in dieselbe herein. In der Mitte des großen Raumes befand sich ein ungeheurer Eichenklotz, neben welchem der Verkäufer mit dem Hammer in der Hand stand, und um den sich die Käufer herbeidrängten. Im Hintergrunde der mit Quadern geplatteten Halle waren einige vierzig Sclaven aufgestellt, die heute meistbietend verkauft werden sollten. Der Verkäufer hatte einem der schwarzen

Aufseher zugerufen, Neger herbeizuführen, und dieser trieb nun eine schöne schwarze junge Frau, die einen Jungen und ein Mädchen von sechs und vier Jahren an ihren Händen mit sich fortzog, zu dem Eichenklotz heran. Sie erstieg denselben und hob ihre Kinder gleichfalls zu sich herauf. Der Verkäufer pries nun mit lauter Stimme die vortrefflichen Eigenschaften der Negerin, zeigte auf die einzeluen kräftigen Formen ihres Körpers und rühmte ihre stets heitere Laune. Das grinsende Lachen, welches sich hierbei auf den Zügen der Sclavin einstellte, und die Thränen, welche sie sich vergebens bemühte, in ihren großen dunkeln Augen zurückzuhalten, zeugten zwar augenblicklich von dem Gegentheil dieser Beschreibung, der Verkäufer aber ließ sich in seiner Rede nicht stören und fing nun an, die Mutter und die beiden Kinder zu dem Preis von sechshundert Dollars auszubieten. Zufällig befand sich augenblicklich Niemand unter den Umstehenden, der eine Negerin mit Kindern zu kaufen wünschte, und so ließ der Verkäufer dieselben von dem Klotz heruntertreten und wollte dann den Jungen allein wieder hinaufheben.

„Ach Herr!“ stammelte die Sclavin niedersinkend, schlang ihre nackten Arme um den Jungen und preßte ihn an ihre Brust. Ein herzutretender kolossaler Neger aber riß den Knaben von ihr los, hob ihn mit

einer Hand auf den Klotz und führte die Mutter, die ihre kleine Tochter auf dem Arm hielt, aus dem Gedränge. Das stille Weinen derselben brach jetzt in ein lautes Jammergeheul aus und schallte in herzzerreißenden Schreien durch die Halle, der knallende Ton einer Peitsche aber ließ sie bald verstummen. Der Knabe wurde für dreihundert Dollars verkauft, und dann trat der große Neger mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm durch die Menge und stellte das weinende Kind auf den Klotz. Auch dieses wurde verkauft, denn Weston, der mit Parker nahe an dem Ausgang der Halle stand, hatte dem Verkäufer zugewinkt, dasselbe für zweihundert Dollars loszuschlagen.

In diesem Augenblick trat ein eleganter schöner junger Mann in den Eingang und wurde von den beiden Sclavenhändlern mit auffallender Artigkeit und Zuvorkommenheit begrüßt.

„Ei, ei, Herr Lavallée, Sie kommen zu günstiger Stunde," sagte Parker zu ihm, indem er ihm die Hand reichte; „Sie werden sicher schon von der herrlichen Quadrone gehört haben, die wir besitzen. Bei der entferntesten Voraussicht auf das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen, würden wir dieselbe gar nicht zum Verkauf angekündigt haben. Niemand anders, als Sie, darf das Mädchen kaufen."

„Ich läugne es nicht, daß mich die Neugierde, die Quadrone zu sehen, hierhergetrieben hat, obgleich ich nicht daran denke, sie zu kaufen. Sie wissen, ich handle eigentlich nur mit reinem Ebenholz, mit den wirklichen Negern, die von Afrika kommen, und sehe kein großes Unrecht darin, diese Halbmenschen zur Arbeit unterzubringen; die Mulatten aber, und namentlich die Quadronen zu kaufen und zu verkaufen, will nicht ganz mit meinen Ansichten von Menschenrechten übereinstimmen."

„Wir haben Sie seit einem Jahre nicht bei uns gesehen. Ist das Geschäft gut gewesen?" fragte Parker.

„Ich bin zufrieden; mehrere Ladungen mit herrlichen Negern wurden mir glücklich in Havannah abgeliefert, ein Schiff aber, welches fünfhundert Sclaven für meine Rechnung an Bord hatte, wurde von einem englischen Kreuzer auf der hohen See verfolgt, der Capitain meines Schiffes wollte sich nicht gefangen nehmen lassen, da er dann sofort gehangen worden wäre, und zog es vor, auf einem kürzern Wege aus der Welt zu gehen. Er warf Feuer in die Pulverkammer und sprengte sich mit Mann und Maus in die Luft. Ich habe viel dabei verloren, doch das Geschäft kann schon einen solchen Verlust verschmerzen. Lassen Sie mich aber die Quadrone sehen, wenn es Ihre Zeit erlaubt; ich bin sehr darauf gespannt."

„Kommen Sie mit mir, Weston wird hier bei'm Verkauf bleiben," sagte Parker und führte den Fremden in das Wohngebäude nach dem Zimmer, wo sich Leonta befand. Auf dem weichen Teppich waren sie eingetreten und hatten sich dem Sopha, auf welchem die Quadrone ruhte, genähert, ohne daß sie ihre Gegenwart gewahr worden wäre, denn ein wohlthätiger Schlummer hatte sich ihrer erbarmt, und ließ sie augenblicklich ihr Schicksal vergessen. Die beiden Negerinnen standen beim Erscheinen ihres Herrn auf und wollten die Schlafende wecken; Lavallée aber gab ihnen einen Wink, es zu unterlassen, und blieb regungslos vor dem Lager der Unglücklichen in Anstaunen versunken stehen. Sitzend war sie zur Seite gegen das Polster des Sophas gesunken, ihr schöner Kopf ruhte auf demselben und ihre Arme hingen neben ihr herab. Die Flechten ihres üppigen Haares hatten sich gelöst, und ihre Enden reichten bis auf den Fußboden hinab, während ihre reichen Locken auf ihren Busen fielen und ihn zum großen Theil verhüllten. Ihre noch feuchten Wangen, die Thräne, die noch unter ihren langen Wimpern glänzte, und ein tiefer, schluchzender Athemzug, der ihrer Brust entstieg, zeugten davon, daß sie weinend in den Schlummer gesunken war, und die bleiche Farbe, die auf ihren wun=

derbar reizenden Zügen lag, verrieth den tiefen Seelenschmerz, der ihr Inneres erschüttert hatte.

Lavallée stand tief ergriffen vor dem schönen, unglücklichen Mädchen und sein mitleidiger Blick, sowie die Bewunderung, die auf seinem Antlitz zu lesen war, ließen die Bewegung erkennen, die sich seiner bemeisterte.

Er war ein schöner Mann, groß, schlank und kräftig gebaut, mit reichem schwarzen Lockenhaar, hoher freier Stirn, lebendigen schwarzen Augen und edel geformten sonngebräunten Gesichtszügen, die den französischen Creolen, den in Amerika von französischen Eltern geborenen Mann, bekundeten. Unter seinem umgeschlagenen Halskragen war ein schwarzseidenes Tuch nachlässig in einen Knoten verschlungen und hing über den sauber gefalteten Busenstreif seines schneeweißen Hemdes herab, auf dem ein großer Brillant in einer Tuchnadel blitzte. Der graue leinene Rock, den er trug, lag zurück über seine Schultern geschlagen und ließ seine breite Brust sehen, die von keiner Weste bedeckt war, während Beinkleider von gleichem Stoffe von seinen Hüften getragen wurden und weit auf seine zierlichen gelben hirschledernen Schuhe herabhingen.

Noch stand er schweigend und staunend vor der schlafenden Quadrone, als diese die Augen aufschlug und seinem Blick begegnete. Sie fuhr zusammen, zog

ihr offenes Gewand, so viel als möglich war, über ihren Busen, und ein tiefes Carmin überflog ihre Wangen. Sie bebte und schlug die Augen nieder.

„Wer war Dein früherer Herr, schönes Mädchen?“ fragte Lavallée mit unverkennbarer großer Theilnahme. Leonta aber zitterte und schwieg, und Thränen fielen von ihren Wimpern in ihren Schooß.

„Ihr weißer Vater hat sie an uns verkauft; er hatte Geld nöthig,“ antwortete Parker statt ihrer.

Ein Schrei erstickte auf den Lippen der Quadrone, sie wurde bleich, preßte beide Hände krampfhaft auf ihr Herz und sank ohnmächtig wie ein Marmorbild in das Sopha zurück.

Die Negerinnen brachten frisches Wasser herbei und Lavallée wusch die Schläfe und die Hände des ohnmächtigen Mädchens lange Zeit vergebens, doch endlich kehrte das Leben in sie zurück und abermals begegnete ihr Blick dem Fremden, der sie in seinem Arm hielt und ihre Stirn kühlte.

„Sei ruhig, schönes Mädchen, ich werde Dich retten,“ sagte Lavallée leise zu Leonta und warf einen flüchtigen Blick nach Parker, der an die Thür getreten war und einen Neger mit einer Antwort an Weston abfertigte.

Die Quadrone richtete ihre großen Augen mit

einem Blick auf den Fremden, in dem sich die ganze Schönheit, der ganze Reichthum ihrer reinen, dankbaren Seele spiegelte; doch war es nur ein Blick, dann senkten sich die langen Wimpern, die ihre Augen überschatteten, wieder und preßten neue Thränen hervor. Lavallée drückte ihr die Hand, wendete sich rasch von ihr ab, und verließ mit Parker das Zimmer.

„Was sagen Sie zu dem Mädchen?“ fragte dieser, als sie hinaus in den Hof traten.

„Sie ist schön, das ist nicht zu läugnen. Was ist Ihr Preis?“ erwiderte Lavallée.

„Zwanzigtausend Dollars,“ sagte Parker mit großer Bestimmtheit.

„Das ist zu viel, die Summe zahlt Ihnen Niemand dafür,“ antwortete Lavallée; „ich gebe Ihnen fünfzehntausend Dollars. Wollen Sie, so sagen Sie es jetzt, ich reise in einer halben Stunde von hier ab.“

„Unmöglich, sie kostet uns selbst nicht viel weniger.“

„So haben Sie sie zu hoch bezahlt und können froh sein, wenn Sie Ihr Geld wieder bekommen. Sie wissen wohl, mir ist der Werth von Sclaven bekannt. Es wird Ihnen Niemand geben, was ich Ihnen bot. Nochmals, wollen Sie den Handel abschließen?“

„Wir können es nicht, da kommt mein Associé, fragen Sie ihn selbst,“ antwortete Parker und winkte

Weston, der an dem Eingang der Halle stand, von woher immer noch die laute Stimme des Verkäufers ertönte. Lavallée aber wandte sich eilig nach dem Thor, indem er sagte:

„So wollen wir es auf sich beruhen lassen, lieber kaufe ich das Mädchen nicht. Leben Sie wohl.“

Parker jedoch sprang mit Weston, dem er einige Worte zugeflüstert hatte, ihm nach; sie hielten ihn in der Straße zurück und Ersterer sagte:

„Sie müssen die Quadrone kaufen, legen Sie noch Etwas zu.“

„Nicht einen Cent,“ erwiederte Lavallée und machte abermals eine Bewegung zum Fortgehen, als Weston ihm in den Weg trat und sagte: „Sie sollen sie zu Ihrem Gebot haben, wir rechnen aber darauf, daß Sie sich gelegentlich, wenn Sie Neger hier am Platze verkaufen wollen, an uns wenden und uns die Commission daran verdienen lassen.“

„Das soll geschehen,“ antwortete Lavallée mit glänzend-freudigem Blick; „lassen Sie uns in Ihr Comptoir gehen, damit Sie mir den Kaufbrief ausfertigen und Ihr Geld empfangen.“

Parker führte ihn nach dem Geschäftslokal, schrieb dort das Document über den Verkauf aus und erhielt

dagegen von dem Käufer eine Anweisung von fünfzehntausend Dollars auf die Bank von New-Orleans.

Hätten die beiden Verkäufer gewußt, daß der junge Creole nicht allein ihre volle Forderung, sondern selbst die doppelte Summe für das Mädchen gezahlt haben würde, sie hätten sicher nicht so schnell zugeschlagen; er war aber ein noch gewandterer Kaufmann, als sie, und wußte sehr gut, daß Käufer selten waren, die einen solchen Preis für eine Sclavin anlegen könnten und würden.

Arthur Lavallée besaß ein ungeheures Vermögen, das er in nicht vielen Jahren mit dem Sclavenhandel erworben hatte. Sein eigentlicher Wohnort war Havannah und dorthin, oder nach einer andern spanischen Besitzung in Westindien, wurden ihm die Neger gebracht, die seine Agenten an der Goldküste von Guinea für ihn kauften und die auf seinen Schiffen durch den Ocean geführt wurden. Obgleich die Einfuhr von Schwarzen in den spanischen Colonieen verboten war, so wurde dieselbe doch ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt, da Lavallée sich mit den dortigen Beamten verstand und diesen eine gewisse Abgabe für den Kopf heimlich entrichtete. Theils verkaufte er die Sclaven an dortige Plantagenbesitzer, theils aber schmuggelte er sie nach den Vereinigten Staaten, namentlich nach

den südlichen Ländern, wo Baumwolle, Reis und Zucker gebaut wurde. Er war jetzt von Havannah herübergekommen, um von den großen Plantageneignern Louisiana's Bestellungen auf Neger zu sammeln, deren er einen bedeutenden Vorrath in Westindien besaß und von denen er in der Kürze noch einige Ladungen erwartete. Das Glück war ihm beim Beginn seines Geschäfts hold gewesen, und sein kühner, unternehmender Geist hatte die vielen Risico's, denen es unterworfen war, überwunden. Er war in der Ueberzeugung aufgewachsen, daß der Handel mit schwarzen Menschen kein Unrecht sei, und an die Klagen und den Jammer, den er so oft beim Empfangen, sowie beim Verkaufen seiner Waare anhören mußte, hatte er sich gewöhnt; dennoch war sein Herz nicht unempfindlich, nicht hart geworden, und gern gewährte er seinen Mitmenschen im Unglück seine Hülfe, zu welchen er allerdings die Schwarzen, mit denen er handelte, nicht zählte. Der Verkauf von Quadronen aber war gegen seine Ansicht von Recht, und die erste Veranlassung, weshalb er Leonta zu sehen eilte, lag in der Voraussetzung, daß an ihr eine große Grausamkeit begangen würde, und in dem Wunsche, zu helfen, wenn es in seiner Macht stände. Fern aber war er davon gewesen, den Eindruck zu vermuthen, den sie auf ihn machte, und als

er sie verließ, war er unbedingt entschlossen, sie, was sie auch kosten würde, zu kaufen, ohne sich eine Rechenschaft darüber zu geben, was er mit ihr thun wolle.

Sie war nun sein Eigenthum, und dieser Gedanke hatte etwas unbeschreiblich Beglückendes für ihn. Er gab Parker den Auftrag, sie sofort selbst in einem verschlossenen Wagen nach dem St. Louis-Hotel zu bringen, wo er wohnte und wo er ihn erwarten wollte, machte aber ausdrücklich die Bedingung, daß Niemand es erführe, was aus der Quadrone geworden sei. Dann eilte er zu der nächsten Straßenecke, bestieg dort einen Fiacre und fuhr davon.

Parker sandte einen Neger fort, um einen Wagen zu holen, und begab sich dann zu Leonta zurück. Mit Erstaunen erkannte er die Veränderung, die in der kurzen Zeit mit ihr vorgegangen war. Ihre Thränen waren getrocknet, in dem Glanz ihrer Augen lag unverkennbarer Trost und Hoffnung, und als er zu ihr trat und ihr mittheilte, daß Herr Lavallée sie gekauft habe, preßte sie beide Hände fest gegen ihr Herz und sandte einen Blick des Dankes nach oben.

„Herr Lavallée ist einer der reichsten Sclavenhändler in Havannah und wird Dich sehr gut behandeln,“ sagte er zu ihr, beauftragte dann eine der Ne-

gerinnen, einen andern Anzug für Leonta herbeizuholen und sie anzukleiden, und verließ das Zimmer.

Das Wort Sclavenhändler hatte abermals das Blut zu Leonta's Herzen zurückgedrängt und sie für den Augenblick des Athems beraubt, das freundliche Bild des jungen Mannes aber, das sich ihr tief in die Seele gedrückt hatte, rief ihr Glauben an ihn und Hoffnung zu. Sie wurde schnell in schwarze Seide gekleidet, ihr Antlitz mit einem dichten schwarzen Schleier verhüllt, Parker führte sie aus der Thür des Wohnhauses, vor welchem ein Wagen hielt, bestieg denselben mit ihr und fuhr rasch dem St. Louis-Hotel zu. Dort unter dem großen Portal stand Lavallée, und als der Wagen anhielt, öffnete er den Schlag, hob Leonta heraus und führte sie an seinem Arm in den ersten Stock des ungeheuern Gebäudes, wo er eine Reihe prächtig möblirter Zimmer bewohnte.

„Betrachte Dich hier zu Hause, Leonta," sagte Lavallée, indem er ihre kleine Hand in seine Linke nahm und den Schleier von ihrem schönen Kopf entfernte; „Latone, meine alte Dienerin, und Robin, mein Diener, werden Deine Befehle wie die Meinigen vollziehen. Nach dem Mittagsessen werde ich mit Dir ausfahren, damit Du Dir selbst Deine Toilette auswählen kannst. Vertrauen zu mir gebe Dir jetzt

die Ruhe, die Dir so nöthig ist. Dort ist Dein Schlafgemach, wo Du alle Bequemlichkeit finden wirst, und dies ist Dein Wohnzimmer. Ein heiterer Blick von Dir mag mir bei meiner Rückkehr als Beweis dienen, daß Du Glauben in mich setzest." Mit diesen Worten strich er der Quadrone, die stumm vor sich niederblickend und unbeweglich dastand, über das glänzende Lockenhaar, drückte ihr nochmals die Hand und verließ das Zimmer.

Einige Augenblicke später trat Latone, eine alte Negerin, herein, ging zu Leonta und fragte sie mit freundlicher Unterwürfigkeit, ob sie ihr dienlich sein könne, und als diese ihr für ihre Bereitwilligkeit dankte, gab sie ihr die Versicherung, daß sie gern ihrer Befehle harre, weil sie wisse, daß es ihrem guten Herrn Freude mache.

Kaum hatte die Alte das Gemach wieder verlassen, als Leonta plötzlich aus ihrer Erstarrung erwachte, sich auf ihre Kniee niederwarf, die Hände und ihre Blicke flehend nach Oben richtete, und ein Thränenstrom ihren Augen entquoll.

„Rette Du mich, o gütiger, allmächtiger Gott, von Schmach und Untergang!" flehte sie laut, rang ihre Hände und blickte ängstlich in dem prächtigen Gemach umher.

So sehr die Handlung Lavallée's sie auch mit Vertrauen zu ihm erfüllte, so wurde doch auch Furcht vor ihm in ihr rege; seine Güte war so auffallend groß und ungewöhnlich für die Farbige, sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er mehr von ihr wünsche, als sie vor Verderben zu bewahren, mehr, als sie ihm freiwillig gewähren würde, und mit Schrecken und Schaudern dachte sie daran, daß sie sich unbedingt in seiner Gewalt befand. Dann aber hatte seine Theilnahme, die Milde, womit er sie behandelte, nicht verfehlt, Gefühle für ihn in ihrer Brust zu erwecken, die mehr als Dankbarkeit umfaßten und diese, sowie seine edle Erscheinung, die fortwährend lebendig vor ihrer Seele stand, bekämpften bald siegreich die in ihr aufgestiegene Bangigkeit. Er hatte gewünscht, sie bei seiner Rückkehr heiter zu finden, sie wollte so vor ihm erscheinen, und wenn es ihr das Leben gekostet hätte. Sie trat vor den großen Wandspiegel und blickte mit Erstaunen auf ihre eigne Erscheinung. Ihre volle Gestalt hatte sie nie in ihrem Leben so deutlich vor sich gesehen, denn das Bild, welches ihr die Fläche des Flusses in ihrer Heimath gezeigt, war stets verschwommen und verkürzt, und der Spiegel, den sie zu Hause besessen, war sehr klein gewesen. Auch hatte sie nie ein so schön geschnittenes und reich verziertes Kleid ge-

tragen, namentlich noch niemals ein seidenes, auf dessen Rechnung sie die sie selbst überraschende Schönheit legte, die sie von ihrem eignen Engelsbild jetzt vor sich sah. Nur ihr Haar hatte sie früher viel schöner geordnet, es war von jeher ihre Freude gewesen, und jetzt schien es ihr rauh und geschmacklos aufgesteckt. Schnell sprang sie in das Nebenzimmer, nahm dort einen Kamm von der Toilette, eilte zu dem großen Spiegel zurück und löste nun die schweren Flechten, so daß die reiche Lockenfülle ihr über Brust und Nacken herabfiel und ihre Gestalt bis über die Kniee hinab verhüllte. Dann theilte sie die glänzenden seidenweichen Massen mit ihren zierlichen Fingern, zwängte sie schnell und geschickt in schöne Flechten ein, befestigte dieselben in schweren Rollen an ihrem Hinterkopf und ließ die vollen Locken, die über ihre Schläfe herabfielen, durch ihre zarten Hände gleiten. Es kam ihr vor, als ob es ihr niemals früher so gut gelungen wäre, ihr Haar zu ordnen, als gerade diesmal; hätte sie nur eine Granatblüthe zur Hand gehabt, um sie aus den Locken hervorsehen zu lassen!

Wie lange, dachte die Quadrone, wird wohl Lavallée ausbleiben? Er hatte es nicht gesagt, wann er zurückkehren würde. Sie schritt an eins der hohen, bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster, stellte sich hinter den schweren gelbseidenen Vorhang und blickte

neben demselben vorbei in die Straße hinunter. Geschäftig drängten sich auf den breiten Trottoirs die Fußgänger hin und her und die Straße war von Güterwagen, von stattlichen Carrossen und von Reitern belebt. Viele junge Männer, unter denen sich die französischen Creolen durch Eleganz hervorthaten, zogen vorüber, doch nicht Einer von ihnen kam Lavallée in Schönheit und Anstand gleich. Leonta blieb lange unbeweglich an dem Fenster stehen und hielt ihre Augen auf das ihr ganz neue Schauspiel gerichtet, aber immer noch, obgleich schon einige Stunden verflossen waren, wollte ihr Herr nicht erscheinen. Jetzt erblickte sie weit in der Straße hinauf in dem Gedränge einen breitrandigen Strohhut, der anders auf des Mannes Kopf saß, als die vielen, die sie zugleich gewahrte, sie drückte ihre Wange fest an die Fensterscheibe, um besser seitwärts sehen zu können; bald erkannte sie auch das reiche schwarze Lockenhaar, welches unter dem Hut hervorquoll; es war Lavallée, der sich mit eiligen Schritten hin und her durch die Menge wand und seine lebendigen Augen spähend auf die Fenster von Leonta's Zimmer geheftet hielt.

Das Herz der Quadrone schlug schneller, als vorher, sie zog sich hinter den Vorhang zurück, wandte sich nach der Thür um, und lauschte auf den Tritt ihres

Wohlthäters. Endlich hörte sie ihn nahen, die Thür wurde rasch geöffnet, und Lavallée trat freudig bewegt herein und mit den Worten auf Leonta zu: „Endlich kann ich wieder bei Dir sein, süßes Mädchen, und doch habe ich meine Geschäfte nur zur Hälfte besorgt."

Die Quadrone ging ihm mit einem seelenvollen Lächeln entgegen und legte ihre kleine Hand in die seinige, die er ihr entgegenhielt.

„Hast Du Dich ausgeruht, Leonta?" fragte er, indem er mit Freude den Ausdruck gewahrte, der um ihren schönen Mund spielte; „kommt Dir der freundliche Empfang auch von Herzen?"

„Von ganzer Seele, Herr! Wer könnte mir willkommener sein, als mein Wohlthäter, mein Retter?" erwiderte die Quadrone und erglühte hoch, indem sie die Augen senkte.

Lavallée ging nicht, wie gewöhnlich, zu der öffentlichen Tafel zu Tisch, sondern ließ das Mittagsessen durch seine Diener in dem anstoßenden Salon auftragen und führte Leonta dorthin, um ihm gegenüber Platz zu nehmen und mit ihm zu speisen. Nach Tisch, als er sich mit ihr in dem Sopha niedergelassen hatte und der Kaffee ihnen gereicht wurde, bat er sie mit großer Schonung, ihm ihre Schicksale mitzutheilen, welchen Wunsch sie mit thränenfeuchten Augen erfüllte. Die

Erzählung und die Bewegung, mit der die Quadrone sie vortrug, erschütterte ihn tief; das gräßliche Unglück, welches sie betroffen, zog ihn nur noch mehr zu ihr hin, und als sie verstummte und weinend in ihren Schooß niederblickte, ergriff er leidenschaftlich ihre Hand, preßte seine Lippen darauf und schwur, daß ihr Leben von nun an für immer ein zufriedenes, ein heiteres sein solle.

Er hatte einen Wagen kommen lassen und fuhr mit Leonta nach verschiedenen Kaufläden, wo sie sich die reichste Garderobe auswählen mußte, doch beschränkte er sich bei dieser Fahrt auf den französischen Theil von New-Orleans, weil unter dessen Bevölkerung weniger Vorurtheil gegen afrikanisches Blut herrscht, als unter den Amerikanern, und weil es hier nicht auffiel, einen jungen Mann an der Seite einer dunkeln Schönheit zu sehen.

Abends, als der Mond sein Licht über den Strand am Flusse warf und der Abendwind kühl und wohlthuend darüber hinzog, wandelte er mit dem schönen Mädchen am Arm zwischen den vielen Spaziergängern hin und Beide fühlten sich unbeschreiblich glücklich, ohne an ihre Zukunft zu denken. Leonta war in eine ganz neue Welt versetzt, und zwar durch einen Mann, dem sie zu einem unbegrenzten Dank verpflichtet war, und

dessen Persönlichkeit eine so warme Zuneigung in ihr erweckt hatte, wie sie ihr bis jetzt fremd geblieben war.

Lavallée wurde von dem Zauber, der die Quadrone umgab, unwiderstehlich zu ihr hingezogen, und aus Achtung vor ihrem innern Werthe verzichtete er gern auf die unumschränkte Gewalt, die er über sie besaß, um nur seiner Persönlichkeit die Zuneigung eines so von der Natur ausgezeichneten Wesens, wie Leonta war, zu verdanken.

Tage verstrichen und Wochen waren dahingezogen, ohne daß in dem äußern Leben Lavallée's und der Quadrone die mindeste Aenderung eingetreten wäre, anders war es aber mit ihren Gefühlen, die sich unbemerkt ihrer Herrschaft entzogen hatten. Das Herz der Quadrone erglühte im Stillen von Tag zu Tag mehr für ihren Wohlthäter, für den aufmerksamen, liebevollen täglichen Gefährten; ohne ihn fühlte sie sich verlassen, ja unglücklich, und in seiner Nähe hatte sie keine Wünsche mehr. Sie konnte Stunden lang seinen lieben Worten lauschen — seine Stimme war Musik für ihr Ohr — mit ihren Blicken an seinen männlich funkelnden Augen hängen, es gab für sie nichts Schöneres auf der Welt, und bei ihm, so wie entfernt von ihm gehörten ihm alle ihre Gedanken, ihre ganze Seele. Doch verrieth sie ihm weder durch Wort, noch durch



That, was ihr Inneres bewegte, und oft erschrak sie vor sich selbst, wenn sie fühlte, daß ihr in seiner Gegenwart das Blut in die Wangen schoß, oder wenn sie das Klopfen ihres Herzens hörte.

Lavallée war in heißer Leidenschaft für Leonta entbrannt, und nur gewaltsam konnte er ihren Sturm bewältigen und sich dem vorgesteckten Ziele gegenüber erhalten. Oft brach er in ihrer Gegenwart in ausgelassene Fröhlichkeit aus, zu andern Zeiten saß er stumm und gedankenvoll ihr gegenüber und wagte es kaum, ihr in die dunkeln, himmelstrahlenden Augen zu schauen. In den letzten Tagen hatte er sogar ihre Gesellschaft mehr vermieden, als gewöhnlich, da er nur zu gut fühlte, wie seine Leidenschaft drohte, seines Willens Herr zu werden.

Es war Abend, Leonta saß in dem Sopha und harrte mit Sehnsucht auf den wohlbekannten Schritt ihres innig geliebten Freundes, der sie heute gleich nach dem Mittagsessen verlassen hatte und noch nicht zurückgekehrt war. Schon brannten die Wachskerzen auf den silbernen Armleuchtern vor den Wandspiegeln, schon hatte die Tischglocke die Gäste des Hauses zum Abendessen gerufen, und immer noch befand sich die Quadrone mit ihren Gedanken an den Geliebten allein, als plötzlich rasche Fußtritte auf dem Corridor ertönten und

Lavallée in stürmischer Hast in das Zimmer trat. Er verschloß die Thür hinter sich, stürzte auf Leonta zu, warf sich ihr zu Füßen und ergriff ihre bebende Hand.

„Es muß klar zwischen uns werden, Leonta!" sagte er, auf das Heftigste bewegt, „nicht länger kann ich es verschweigen, was mir die Brust zu zersprengen droht. Ich liebe Dich, Leonta, mit einer Gluth, die mich verzehrt, mit einer Leidenschaft, der ich nicht länger zu widerstehen vermag. O sage mir, himmlisches Mädchen, ob mir die Seligkeit Deiner Gegenliebe werden soll? Es giebt keinen Himmel für mich, als den an Deinem Herzen!"

Bei diesen Worten sprang er auf, schlang seinen Arm um ihren Nacken und wollte seinen Mund zu ihren Lippen führen, die Quadrone aber wich ihm aus und entwand sich seiner Umarmung.

„Herr" — sagte sie aufspringend, „ich bin Deine Sclavin, mein Körper gehört Dir, mein Leben aber mir, und jede Nadel, jede steinerne Wand befähigt mich, darüber zu verfügen. Wenn Du mich liebst, so ehrst Du mich und wirst meine Ehre gegen Jedermann, auch gegen Dich selbst beschützen."

Sie war einen Schritt zurückgetreten und Lavallée stand, wie aus einem Fiebertraum erwachend, ihr gegenüber, als sie die Hände vor ihrem Busen faltete

und sagte: „Herr, vergieb Deiner Sclavin, wenn sie wünscht, Deiner Zuneigung werth zu bleiben!“ Dabei sah sie ihn wehmüthig und flehend an und ihre Thränen fielen über ihre Wangen herab.

„Ich liebe Dich ehrlich und aufrichtig, Leonta, und kann Dir zu Liebe selbst mein Glück opfern. Gute Nacht, süßes Mädchen, vergieb mir, wenn ich Dich heißer liebte, als ich es sollte.“

Hiermit hatte er die Thür erreicht und geöffnet, doch die Quadrone eilte ihm nach, ergriff seine Hand, drückte ihre vollen Lippen in einem glühenden, langen Kusse darauf und benetzte sie mit ihren Thränen.

„Gute Nacht, Leonta, Du bist mir jetzt noch theurer, als bei meinem Eintreten,“ sagte er, und verschwand rasch durch die Thür.

Die Quadrone wankte zum Sopha zurück, warf sich auf dasselbe nieder, und senkte ihr mit den Händen bedecktes Gesicht auf das Polster. Sie weinte bitterlich und schluchzte laut während der ganzen Nacht, und der neue Tag blickte durch die Fenster auf ihre thränenfeuchten Augen. Sie kühlte dieselben mit frischem Wasser, ordnete ihre Toilette und suchte sich so zu sammeln, daß sie ruhig und gefaßt beim Frühstück erscheinen könne. Die alte schwarze Dienerin zeigte ihr aber an, daß ihr Herr nicht daran Theil nehmen würde,

indem ihn ein Geschäft für heute von der Stadt entfernt halte. Diese Nachricht traf Leonta wie ein Blitzstrahl, sie warf sich vor, den Mann, der sie so sehr mit Wohlthaten überhäuft hatte, undankbar von sich gestoßen zu haben. O hätte sie ihm nur wenigstens gesagt, wie heiß, wie unendlich sie selbst ihn liebte! Wieder brach sie in lautes Weinen aus und verbrachte den Tag in Angst, in Vorwürfen gegen sich selbst und Verzweiflung. Der Abend brach herein, Latone zündete die Lichter an und Lavallée war noch nicht erschienen. Die Unruhe, der Schmerz der Quadrone stieg von Minute zu Minute, — endlich — endlich hörte sie den ersehnten Tritt, sie rannte nach der Thür, riß sie weit auf und Lavallée trat freundlich, doch ruhig und gelassen zu ihr herein.

Leonta ergriff bebend seine Hand mit den Worten: „Gott im Himmel sei gelobt!“

Lavallée aber führte sie nach der Console, auf welcher ein Armleuchter stand, und sagte, indem er ein Papier aus der Tasche hervorzog und es auf den Tisch niederlegte:

„Du bist frei, Leonta, hier ist Dein Freibrief und hier sind fünfzigtausend Dollars in einer Anweisung auf die hiesige Bank, die Dich aller Sorgen, aller Gefahren überheben. Jetzt müssen wir scheiden, das

Schiff, welches mich nach Havannah zurückführen soll, verläßt in einer halben Stunde die Stadt. Denke an meine Liebe und bleibe ihrer werth!"

Die Quadrone war bleicher und bleicher geworden, ihre Augen öffneten sich immer weiter, ihr Blick wurde mit jedem Worte, welches Lavallée sprach, entsetzter, ihr Mund war halb geöffnet, ihre Lippen bebten und ihr Herz setzte seine Schläge aus. Bei den letzten Worten aber, mit denen der Creole in die Mitte des Gemachs zurückgetreten war, stürzte sich Leonta plötzlich zu seinen Füßen nieder, erfaßte mit beiden Händen die seinige und rief in höchster Verzweiflung:

„Halt, Arthur, höre mich, — nimm mir das Leben nicht! Ich liebe Dich, wie niemals ein Mann von einem Weibe geliebt wurde; ohne Dich will ich nicht, kann ich nicht leben. Stoße mich nicht von Dir, zerreiße jene Papiere, sie enthalten mein Todesurtheil. Erbarmen, Arthur — Erbarmen!"

Sie fiel zurück und breitete ihre Arme nach Lavallée aus; er hob sie in seliger Ueberraschung zu sich empor und preßte sie an seine Brust. Lange standen die Glücklichen in stummer Umarmung verschlungen da, und ihre Küsse, ihre Freudenthränen dienten ihnen statt der Worte. Endlich trennten sie sich für einen Augenblick, schauten sich gegenseitig, als wollten sie den Himmel

ihrer Seligkeit sehen, in die Augen und fielen sich dann von Neuem wieder und wieder in die Arme.

Schlaf nahte sich in dieser Nacht weder dem Lager Lavallée's, noch dem der Quadrone; Beiden war es unmöglich, auch nur für einen Augenblick das beseligende Bewußtsein ihres Glückes, welches ihnen so unerwartet zu Theil geworden war, sich durch den Schlummer rauben zu lassen, und als die Morgenröthe den Horizont färbte und der neue Tag die Welt begrüßte, bewillkommneten sie ihn Beide als den glücklichsten ihres bisherigen Daseins.

Heute frühstückten sie zusammen und der Himmel ihres vereinten häuslichen Lebens begann. Lavallée theilte der Geliebten jetzt seinen Entschluß mit, sein Geschäft aufzugeben und mit ihr nach dem Lande seiner Vorfahren überzusiedeln, wo der Werth des Menschen nicht nach der Farbe seiner Haut bestimmt würde. In der hingebenden Umarmung Leonta's und in ihren Freudenthränen, ihren Küssen fand er ihre Zusicherung, wie gern sie ihm folgen würde.

Noch beredeten sie das Glück ihrer Zukunft, als sich Parker dringend bei Lavallée anmelden ließ. Dieser eilte in das Nebenzimmer, wohin er den Sclavenhändler zu führen befohlen hatte, und erhielt dort von demselben die Nachricht, daß Leonta's Vater angekommen

sei und sie gegen die Kaufsumme zurückverlange. Lavallée bedachte sich nur einen Augenblick, dann ersuchte er Parker, dem Herrn Crawford mitzutheilen, daß er die Quadrone an ihn verkauft habe, und daß der Pflanzer sich hierher begeben möge, um mit ihm zu unterhandeln.

Leonta war tief ergriffen, als sie hörte, daß ihr Vater in der Stadt sei, doch ihre Freude kannte keine Grenzen, als sie vernahm, daß er das Geld, wofür er sie verkauft hatte, zurückzahlen wolle, um sie zu befreien.

Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, als Crawford sich anmelden ließ und von Lavallée in dem Nebenzimmer empfangen wurde. Dringend und flehend richtete er nun seine Bitte um Rückverkauf seines Kindes an den Creolen, legte mit zitternder Hand das Geld auf den Tisch und zog sich von demselben zurück, als sei es glühendes Metall.

„Ich bin bereit, Ihnen die Quadrone für diesen Betrag zu verkaufen, mache aber eine unerläßliche Bedingung dabei," antwortete Lavallée dem Alten.

„Alles will ich zugestehen, fordern Sie meine ganze Habe, ja mein Leben!" rief Crawford und ergriff bebend die Hand des Creolen.

„Die Bedingung ist," antwortete dieser, „daß Sie sofort vor Gericht einen Freibrief für Ihr Kind aus-

stellen. Sind Sie es zufrieden, so kommen Sie mit mir, damit wir keine Zeit verlieren."

Freudig ergriff Crawford seinen Hut und verließ mit Lavallée das Haus, um die ihm gestellte Bedingung zu erfüllen. Das Document ward ausgefertigt, und als der Creole es empfing, händigte er Crawford den Kaufbrief über dessen Tochter aus.

Bald hatten sie das St. Louis-Hotel wieder erreicht. Lavallée öffnete das Zimmer, wo sich Leonta befand, und das verkaufte und wiedergekaufte Kind warf sich unter Freudenthränen an die Brust des Vaters. Das Erstaunen Crawford's, Leonta so wiederzufinden, ging bald in eine glückliche Ueberraschung über, da Lavallée sie dem Pflanzer als seine Braut vorstellte und ihm seinen Entschluß, sie in Frankreich zu seiner rechtmäßigen Frau zu machen, mittheilte. Crawford gab den Liebenden seinen Segen, und nachdem sich der erste Sturm des allseitigen Glücks gelegt hatte, trat Leonta mit einem Papier in der Hand zu den beiden Männern und warf einen fragenden Blick auf den Geliebten. Dieser winkte ihr seine Genehmigung zu, und die Quadrone übergab ihrem Vater die Anweisung auf fünfzigtausend Dollars zum Geschenk, welche Lavallée für sie bestimmt hatte.

Wenige Tage später steuerte ein kleines, schönes

Schiff unter frisch aufgeblähtem weißen Segel über die grünen Wogen des Golfs der Bucht zu, neben welcher der Geburtsort Leonta's lag. Er trug diese mit ihrem Geliebten und ihrem Vater nach ihrer Heimath. Noch einmal wollte sie die treue Pflegemutter, so wie die geliebte kleine Anna sehen und von den vielen Plätzen, an die sich das Glück ihrer Jugend knüpfte, die ihr Leid gesehen, welches sie von ihnen entfernt hatte, Abschied nehmen.

Unter Thränen stand nach Verlauf einer Woche die schöne Quadrone, von dem Arm ihres Geliebten umfangen, auf dem Verdeck des Schiffes und winkte ihren zurückbleibenden Lieben und dem Heimathland ihr letztes Lebewohl zu; denn das Schiff trug sie nach Havannah und von da bald nach Frankreich, wo sie in ihre vollen Menschenrechte eintrat und von Lavallée zur glücklichsten Frau gemacht wurde.

Wer, in dem südlichen Theil jenes herrlichen Landes, hat wohl nicht von der schönen Quadrone Leonta und von der glücklichen hochgeachteten und unermeßlich reichen Familie Lavallée gehört!

Die Mulattin.

I.

In der Hauptstadt Virginiens, in Richmond, einer der ältesten Städte Nord-Amerika's, hatte sich nach einem heißen Sommertage mit einbrechender Nacht ein kühlender frischer Luftzug erhoben und lockte Alt und Jung der Einwohnerschaft aus ihren sonndurchglühten Häusern hervor in die Straßen und auf die herrlichen öffentlichen Promenaden. Wohl in keinem Orte der Vereinigten Staaten ist im Sommer die Hitze drückender und unerträglicher, als in dieser Stadt, und wohl nirgends wird dann ein aufspringender erfrischender Wind freudiger bewillkommnet, als hier. Es war eine reizende tropische Nacht: der dunkle Himmel hatte seinen prächtigsten Schmuck angelegt, die Sterne blitzten und funkelten mit ungewöhnlichem Glanze und im Süden schoß, wie in langsamen Athemzügen, von Minute zu Minute ein feuriges Roth am Horizont auf und wurde eben so schnell, als es aufblitzte, wieder von der Dunkelheit verschlungen. Die Luft kühlte sich, die Schwüle des

Tages wich vor dem leichten, von dem Ocean herziehenden erquickenden Wind mehr und mehr und in gleichem Maße athmeten die Spaziergänger freier und tiefer. Dabei ruhte eine Todtenstille auf der Stadt, denn Alles gab sich schweigend dem wollüstigen Genusse hin, welchen die zunehmende Kühlung den Menschen gewährte, und nur die süßen melancholischen Lieder der nächtlichen befiederten Sänger, des Spottvogels und des Cardinals, ertönten in den vielen reizenden Gärten, welche die Häuser der Stadt umgeben, aus dem dunkeln üppigen Laub der Magnolien, Orangen- und Granatbäume. Tief unten an dem Fuße der hohen steilen Bergwand, an welcher sich Richmond von der Höhe hinab bis an die Ufer des gewaltigen Jamesstromes ausbreitet, brausten die Wasserfälle desselben in tausend Cascaden, und mehrten durch ihr monotones ununterbrochenes Rauschen den Eindruck der Ruhe, die auf Berg und Thal lag. Wie fliegende Diamanten zogen Milliarden von Leuchtkäfern durch das nächtliche Dunkel, welches das zarte Licht der Sterne nicht zu bewältigen vermochte, und aus dem Gesträuche der Gärten und den dichtbelaubten Kronen der Bäume leuchteten die Glühwürmer, wie brennende Früchte hervor.

Alle Straßen, besonders aber die höher gelegenen hatten sich belebt, Lustwandelnde aus allen Ständen

füllten die breiten Trottoirs, und auf dem großen Platz, der das Capitolium umgab, dem höchsten Punkte der Stadt, wogte die feinere Welt in rauschender Toilette auf und nieder. Hier war es, wo die Luftströmung sich am freiesten und kräftigsten entfalten konnte und wo die Reichen und Vornehmen der Stadt, deren Wohnungen meist auf der Höhe des Berges lagen, durch vieljährigen Gebrauch ein Vorrecht errungen hatten, ihre Abendspaziergänge zu halten. Frei war allerdings der Platz für Jedermann, doch überließen die geringeren Klassen der Gesellschaft denselben den Patriziern gern, da sie sich unter ihnen nicht heimisch, nicht ungenirt fühlten. Heute Abend war die Zahl der Wandelnden ungewöhnlich groß, und man mußte sich hin und her bewegen, um den häufig zahlreichen Gesellschaften von Herren und Damen, welche sich zusammenhielten, auszuweichen. Die übliche, vollständig weißleinene Tracht der Männer, ließ dieselben schon auf weite Entfernung erkennen, während die Umrisse der, größtentheils in schwarze Seide gekleideten Damen mit der Dunkelheit verschwammen und deren Annähern dem Auge erst durch das schneeige Weiß eines zarten Nackens, eines reizenden vollen Armes, oder blitzender Brillanten, in denen sich die Sterne spiegelten, angedeutet wurde. Alte Ehepaare, ältliche unverheirathete Damen an dem Arme junger

Herren, junge Mädchen von alten Junggesellen geführt, junge Paare mit fest ineinandergeschlungenen Armen, Schwärme junger Schönen, ganze Familien und einzelne, oder mehrere Männer, wogten die Spazierenden auf und nieder in ernstem ruhigen Gespräch, in gewählter sentimentaler Unterhaltung, unter traulich überredenden Versicherungen, mit leisem Flüstern, übermüthigem Lachen und Kichern, schweigend oder beobachtend, doch Alle im Genusse schwelgend, den die Kühlung der Abendluft ihnen spendete. Seitwärts von dem Platze, wo hohe, hellerleuchtete Bogenfenster, und ein weitgeöffneter, ebenso heller Eingang eine Kirche bezeichneten, rief jetzt das Glöckchen zum Gottesdienst, und in dem Eingange wurden die dunkeln Gestalten der eintretenden Andächtigen sichtbar. Auf der anderen Seite des Platzes strömte ein ebenso helles Licht aus einer langen Fensterreihe und aus einer offnen Thür hervor, und beim Nähertreten verriethen die unzähligen, mit goldenen Etiquetten verzierten, großen und kleinen Gläser und Büchsen, daß sich hier eine Apotheke befinde. Gerade der weiten offnen Thür gegenüber, stand in derselben ein sehr langer Tisch von blendend weißem Marmor, auf dessen spiegelglatter Fläche sich mehrere silberne, zwei Fuß hohe Röhren erhoben, deren Spitzen in graziösem Bogen nach Vorn heruntergeneigt waren. Ein

Krahn an jeder dieser Röhren ließ, wenn er geöffnet wurde, Sodawasser aus derselben mit solcher Gewalt hervorströmen, daß es, in einem Glase aufgefangen, wie Champagnerschaum brauste, und die berstenden Bläschen die Flüssigkeit über den Rand spritzten. Der Behälter, der dies Wasser lieferte, lag im Keller in einem Eisbehälter, so daß das Getränk kaum noch einige Grad Wärme enthielt. Hierher strömten nun ununterbrochen die Lustwandelnden, wählten aus einem Dutzend verschiedener Fruchtsyrupe, die in geschliffenen Krystallflaschen auf dem Tische standen, den ihrem Geschmack zusagenden, und erhielten denselben durch die, an dem Tische aufwartenden jungen Männer mit dem brausenden Sodawasser in einem großen Glase gemischt. Noch war die Temperatur der Luft nicht unter vierundzwanzig Grad gesunken und im Genusse eines solchen Tranks lag eine unbeschreibliche Wollust. Freilich gewährte er die Erfrischung nur für kurze Zeit, und die Natur rächte sich für diesen Eingriff in ihre Anordnungen durch gewaltsames Hervortreiben schwerer Schweißtropfen. Die augenblickliche Erquickung aber ließ den nach Kühlung Lechzenden diese belästigende Folge vergessen, und die Zahl Derer, die sich zu dem Tisch drängten, verminderte sich keinen Augenblick. Sie gingen und kamen wieder, und kamen abermals und wohl nochmals,

und der Strom der Spaziergänger schien an diesen Quellen zu entspringen und zu ihnen zurückzufließen.

Seitwärts und etwas entfernt von diesem Tische saßen mit dem Eigenthümer der Apotheke, drei junge Männer in angeregter scherzhafter Unterhaltung, und schienen hier ihren Sitz genommen zu haben, um die, von dem blendend hellen Gaslichte beleuchteten Eintretenden beobachten zu können. Diese gehörten in größerer Mehrzahl dem schönen Geschlechte an und mit vollstem Rechte hatte dasselbe hier diese Bezeichnung zu beanspruchen. Unter der anerkannt hohen weiblichen Schönheit, deren die verschiedenen Staaten Amerika's zu besitzen sich rühmen können, nehmen die Töchter Virginiens eine der ersten Stellen ein. Wir reden hier nur von Denen, deren Hautfärbung keine Spur afrikanischen Blutes zeigt, obgleich Virginien auch von diesen das Schönste hervorbringt, was die Erde besitzt. Da aber die Gesetze des Staates dieser gemischten Menschenrace den Zutritt in die Gesellschaft der Weißen untersagen, so fehlten unter den graciösen Gestalten an dem Tische die dunkeln Schönheiten der Stadt. Doch reizende, seltene Schönheiten waren es in der That, die hier aus dem Dunkel der Nacht plötzlich in das helle Licht der Gasflammen traten. Man sah nur Augen, große, dunkle, glänzende Augen auf Alabastergund, und

gewaltsam bemeisterte deren Macht jeden ihnen begegnenden Blick. Kein Blutstropfen färbte die Wangen dieser herrlich schönen Frauengestalten, und der Schnee ihrer durchsichtigen zarten Haut wurde durch das glänzende Schwarz ihres Haars, ihrer langen Wimpern und ihrer scharfgeschnittenen Brauen noch gehoben. Ueberraschend und feenhaft war der Anblick so vieler fortwährend wechselnder Schönheit, und vergebens hatten die drei jungen Männer schon geraume Zeit sich bemüht, zu entscheiden, welcher der Preis gebühre. Es zog aber plötzlich wie ein Schatten über dies prächtige Bild vor dem Marmortisch, denn eine weibliche Gestalt trat jetzt in das Licht herein, deren Erscheinen alle jene Schönheiten verdunkelte. Sie war groß und schlank, üppig und zart gebaut, und ging, wie man sich denkt, daß eine Göttin gehen müßte. Das Weiß ihrer dunkeln, großen, tief überschatteten Augen war auffallend klar und hatte den Perlenglanz ihrer unvergleichlich schönen Zähne. Ihre Haut zeigte nicht jenes durchsichtige bleiche Weiß, wie die ihrer schönen Nebenbuhlerinnen an dem Marmortisch, sie war mit einem Hauch von Gelb gemischt, was ihr einen wunderbar zarten Ton gab, der durch den Anflug von Carmin auf ihren Wangen und dem brennenden Purpur ihrer Lippen noch weicher erschien. Ueber der hohen freien

Stirn theilte sich das stark gelockte ungewöhnlich reiche Haar und fiel wie eine Wolke in seidenweichen tiefschwarzen Ringeln zu beiden Seiten ihres wundervoll schönen, lieblichen, edlen Antlitzes an ihrem schlanken Nacken herab über ihren vollen schwellenden Busen. Das gelbe Gewand von sehr leichtem Wollenstoff ließ aus den, weit nach oben aufgeschlitzten und lang herabhängenden Aermeln ihren reizend schönen Arm sehen und wich weit genug von ihren Schultern herab, um den zarten Nacken nicht zu verhüllen. Es war über ihrer breiten Hüfte nur mit einer Litze zusammengezogen und reichte kaum bis auf die zierlichen Knöchel hinab, so das der auffallend kleine, unbeschreiblich schön geformte Fuß sichtbar blieb. Dabei lag eine unnennbare Lieblichkeit und anspruchlose Anmuth mit der edelsten Grazie gepaart auf ihrer ganzen Erscheinung und jede ihrer Bewegungen war einer Fee würdig. Sie schien kaum siebzehn Sommer zu zählen, doch ihre elastischen, wollüstig gerundeten Formen, ihr leichter schwebender Gang und etwas bestimmt Ausgeprägtes in ihrer ganzen Haltung zeigte deutlich, daß die Uebergangsperiode vom Kind zur Jungfrau vollständig von ihr überwunden war. Sie trat mit einer Art von Schüchternheit in das helle Licht und, nicht einen Blick auf ihre schönen Schwestern werfend, an dem Marmortisch vorüber nach

der entgegengesetzten Seite des großen Raumes, wo die Medicamente durch einen Apothekergehülfen verabreicht wurden. Mit gesenktem Blick war sie bei den jungen Männern vorübergeschritten, hatte im Gehen ein Papier aus ihrem Gewande hervorgezogen und reichte dasselbe nun dem Gehülfen mit den Worten hin:

„Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, dies gleich anzufertigen.“

Wie die Klänge einer silbernen Glocke tönten diese Worte mit einem leisen Beben durch die Halle und Alles richtete die Blicke auf die schöne Unbekannte. Die Gäste vor dem Marmortisch hielten ihre schaumgefüllten Gläser halb zum Mund erhoben und schauten, wie der Bewegung beraubt, nach der reizenden Erscheinung und die drei jungen Männer hatten sich unwillführlich aus ihrem nachläſſigen Sitz aufgerichtet und sahen, wie festgebannt, auf die Jungfrau. Augenscheinlich fühlte diese das lebhafte Interesse, welches sie allen Anwesenden für sich einzauberte, sie stützte ihre kleine linke Hand auf den Tisch, an dem sie stand, neigte sich, wie verlegen, nach vorn, und sah flüchtig nach dem Eingang zurück, wo eine alte Negerin von der Straße her um den Thürpfeiler nach ihr schaute, und auf ihre Rückkehr zu warten schien. Nur einige Minuten waren erforderlich, um das Recept auszuführen, die Fremde empfing

in ihrer unvergleichlich schönen Hand die kleine Schachtel mit Pulver, legte das Geld dafür auf den Tisch und verließ mit einem halbunterdrückten „Guten Abend“ den Saal, indem sie den leichten Florshawl über ihren makellos schönen Nacken zog.

„Wer war diese Dame?“ fragte Lincoln, der eine der drei jungen Männer, den Apotheker mit einem heftigen Ausbruch seines lange verhaltenen Athems, und faßte denselben stürmisch bei der Schulter.

„Ei, ei, Herr Lincoln, so sehr bewegt? es ist mir leid, Ihrer Wißbegierde den Weg nicht zeigen zu können, ich habe die junge Dame niemals früher gesehen,“ erwiederte der Apotheker lächelnd.

„Sie war sehr schön!“ sagte Franval, der zweite der jungen Männer, halb vor sich hin und blickte, wie in Gedanken versunken, vor sich nieder.

„Bei Gott, ein reizender Engel! — was für ein paar Augen — welche Figur — und dann der Mund — was gäbst Du für einen Kuß von ihr, Lincoln?!“ rief Fehrmann, der dritte der jungen Männer, indem er mit seinen glänzend blauen Augen auf Lincoln schaute und hell auflachte. Doch dieser warf ihm einen ernsten Blick zu, strich, wie aus einem Traum erwachend, seine schwarzen Locken zurück, sprang nach seinem Hut, und rannte mit den Worten:

„Laßt uns ihr folgen!“ zur Thür hinaus. Seine beiden Gefährten waren ihm nachgeeilt und alle Drei hatten einige hundert flüchtige Schritte an dem Platze hingethan, als sie stehen blieben und sich umschauten, denn nirgends war eine Spur von der schönen Jungfrau zu sehen.

„Sie ist fort, bei Gott!“ rief Lincoln, in seiner Hoffnung getäuscht. „Franval, spring Du rasch dorthin um den Platz und folge ihr, wenn Du sie einholst, bis zu ihrem Hause; Du, Fehrmann, suche sie auf dem Platze selbst, vielleicht ist sie quer hinübergegangen, und ich will ihr hier hinaus folgen. Vor der Kirche drüben kommen wir wieder zusammen.“

Mit diesen Worten rannte er fliegenden Laufes davon, und war bald in der Dunkelheit verschwunden, während seine Gefährten sich trennten und gleichfalls die Suche antraten. Nach Verlauf von einer halben Stunde trafen Franval und Fehrmann verabredeter Maßen vor der Kirche zusammen, doch Lincoln fehlte noch.

Franval war ein Deutscher, der vor wenigen Jahren in Newyork ein bedeutendes überseeisches Geschäft gegründet hatte und sich augenblicklich hier befand, um zwei Schiffe nach Europa zu beladen. Fehrmann, gleichfalls ein Deutscher und ein Bild der Sorglosigkeit und ungestörter Heiterkeit, war ein kleiner, blonder junger

Mann von frischem, gesunden Aussehen und großer Beweglichkeit. Er war aus ähnlichem Grunde, wie Franval, von New-Orleans hierhergekommen, um Güter für ein französisches Haus zu kaufen und von hier aus zu verschiffen.

Lincoln dagegen war Amerikaner und sein Beruf der eines Advocaten. Er war ein bildschöner, nicht sehr großer, aber kräftig gebauter Jüngling mit schwarzem Haar, tief dunkeln Augen und großer Leidenschaftlichkeit in seinem Wesen. Er hatte in Philadelphia studirt, hatte dort einige Zeit bei einem berühmten Advocaten gearbeitet und war nun kürzlich hierhergekommen, um selbstständig seine geschäftliche Laufbahn zu beginnen. Ein Mensch von ungewöhnlichen Talenten, hatte er während seines kurzen Aufenthalts hier schon Einigemale in wichtigen Rechtsfällen öffentlich gesprochen und durch seine Rednergabe sowohl, als auch durch seine klaren, scharf bezeichneten richtigen Ansichten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Die Hände tief in seine Rocktaschen vergraben und mit gesenktem Kopf, kam er jetzt gedankenvoll an dem Platze heraufgeschritten und trat mit den Worten zu seinen beiden Freunden:

„Sie ist richtig fort, habt Ihr Nichts von ihr gesehen?“

„Wenn ich sie aufgefunden hätte, so würde ich es Dir nicht verrathen, Freund Lincoln," entgegnete Fehrmann lachend, „doch bin ich den drei schönen Quadronenschwestern begegnet, den Putzmacherinnen unterm Berge, sie benutzten die Dunkelheit, um sich zwischen den Patriziern der Stadt auf dem Platze zu ergehen und für weiße Ladies zu passiren. Es sind verdammt schöne und interessante Mädchen und singen können sie wie die Nachtigallen. Wir sollten eigentlich noch ein wenig zu ihnen gehen; ich glaube, sie haben sich nach *Hause begeben*. Die armen Dinger! Heirathen läßt sie das Gesetz nicht, obgleich sie frei sind, und doch tragen sie ein liebeglühendes Herz im Busen. Farbige Männer, ihre Blutsverwandten, verachten s i e, und von den Weißen w e r d e n sie verachtet. Wir Ausländer sind noch am Besten mit ihnen daran, sie wissen, daß wir weniger Vorurtheil gegen ihre dunkle Haut hegen und finden eine Art von Trost in einem vertraulichen Umgange mit uns."

„Ich möchte Dir wohl rathen, Deinen vertraulichen Umgang mit diesen reizenden Sirenen etwas vorsichtiger zu pflegen, Du bist häufig noch zu später Stunde dort, wenn die Straßen leer sind, und man hält Dich für einen reichen Ausländer, der, weniger klug als die Amerikaner, immer die Taschen voll Geld

hat. Schon mancher Fremder ist hier bei solchen Abenteuern spurlos verschwunden," bemerkte Franval.

„Auch kann man diesen Farbigen selbst selten trauen, das Negerblut, das in ihren Adern fließt, macht sie hinterlistig und blutdürstig, und wir Amerikaner haben nicht ganz ohne Grund ein solches unbeugsames Vorurtheil gegen sie," fiel Lincoln ein.

„Du republicanischer Sclavereimann — Ihr Amerikaner saugt die Verachtung gegen die schwarzen Menschenracen mit der Muttermilch ein. Komm mit zu meinen drei dunkeln Engeln und laß mich sehen, ob Du gleichgültig gegen ihre Reize bleibst und ob Du ihnen gegenüber noch behaupten kannst, daß sie den Thieren näher ständen, als die zerbrechlichen geistlosen weißen Damen," sagte Fehrmann leidenschaftlich und zeigte nach dem Platz, auf dem die schöne Welt immer noch auf und nieder wandelte.

„Schön, oder geistreich, mir gilt es gleich, aber mich kann ein Weib nicht reizen, von dem ich weiß, daß ihre Vorfahren Neger waren. Der Gedanke daran macht sie mir schon zuwider," entgegnete Lincoln.

„Du bist ein unverbesserlicher Nordamerikaner und ich wünsche weiter nichts, als daß Du Dich doch einmal in eine Farbige verlieben möchtest, damit Du zu ihren Füßen Dein Unrecht bekennen müßtest. Nun

aber kommt, was sollen wir länger hier stehen — laßt uns noch ein wenig promeniren. Wir begegnen vielleicht abermals einer solchen Fee, wie die, welche wir so eben verloren haben," sagte Fehrmann und schritt in der Mitte seiner beiden Freunde auf den Platz, wo sie sich bald in dem Strom der Spazierenden befanden. An der einen Seite des Kapitoliums hinauf und an der anderen Seite wieder herunter, hatten sie sich durch die Menge hin- und hergewunden, doch, der Dunkelheit wegen, ohne irgend einen interessanten Anhaltspunkt gefunden zu haben, als Fehrmann sagte:

„Nun kommt und laßt uns einmal bei meinem schönen gelben Kleeblatt vorüber gehen, hier ist ja nichts los, und dort finden wir wenigstens einen guten Scherz. Die Mädchen sitzen sicher vor der Thür."

Seine beiden Kameraden hatten nichts dagegen einzuwenden, und so schlugen sie die nächste Straße ein, die an dem Berg hinab führte, denn das Ziel ihrer Wanderung lag in der Nähe des Flusses.

„Ich hatte vor einigen Abenden in dem kleinen Garten der drei Quadronen ein rencontre mit einem Mulatten," fuhr Fehrmann im Gehen fort; denkt Euch nur, daß der Kerl, der ein Verwandter von den Mädchen ist, in meiner Gegenwart ihnen Vorwürfe darüber machte, daß sie Besuche von weißen Herren annähmen.

Ich glaube, der Bursche ist eifersüchtig und möchte gern eine der Schwestern zur Frau haben. Es ist derselbe Mulatte, der unten am Flusse das Badehaus und die Barbier- und Frisirstube hält, ein wohlhabender und freier Farbiger. Seline, die älteste der Schwestern, wies ihn sehr kurz zurecht und deutete ihm an, daß er gar nichts hier zu suchen habe. Als er aber demohngeachtet blieb und mit seiner Moralpredigt fortfuhr, zeigte ich ihm den Weg und zwar, da er nicht gutwillig ging, mit einigen Stockhieben. Dabei geberdete er sich ganz wie verrückt und schwur mir blutige Rache. Denkt Euch nur, ein farbiger Kerl!"

„Ein Farbiger — was thut denn das zur Sache? Ich meine, die Neger wären ebenso vollkommene Menschen, wie die Weißen!" fiel ihm Lincoln spöttisch in die Rede, „seht, so seid ihr Ausländer, da redet ihr diesen Halbmenschen das Wort, wollt sie mit Gewalt mit Euch selbst auf gleiche Stufe stellen, und sobald dieselben es im Geringsten wagen, davon Gebrauch zu machen, so fühlt Ihr Euch beleidigt und seid entrüstet darüber. Ich sage Euch, Schwarz bleibt Schwarz, bis in das zehnte Glied, oder wenigstens so lange noch ein Atom davon sich geltend macht. Uebrigens will ich Dir sagen, Fehrmann, daß Du auf Deiner Hut sein kannst, diese Bestien vergessen einen solchen Scherz

mit dem Stocke nicht so leicht, als Du wohl denken magst. Sieh Dich vor, damit Dir kein Leids geschieht."

„Larifari — die Hunde, welche bellen, beißen nicht," antwortete Fehrmann und nachdem sie einige Zeit schweigend in den, hier noch nicht gepflasterten staubigen Straßen hingewandert waren, rief er, indem er um eine Ecke bog, seinen ihm folgenden Gefährten zu:

„Donnerwetter, wie finster ist es hier unten in der Stadt, man kann wahrhaftig kaum von Haus zu Haus sehen. Bald hätte ich mich irre gegangen, nun sind wir aber gleich da, dort, das einzelne Haus ist es."

Hierbei zeigte er auf ein kleines hölzernes Wohngebäude, zu dessen beiden Seiten sich ein mit Stacketen eingefaßter Garten ausdehnte. Die drei Freunde schritten jetzt in dem hohen Staube lautlos dem Hause näher, als plötzlich vor demselben eine männliche Stimme laut ausrief:

„Herr Fehrmann, Herr Fehrmann!"

„Was Teufel, was ist das? Da bin ich doch wirklich neugierig," sagte Fehrmann leise und alle Dreie schritten nun eiliger vorwärts, da öffnete sich die Thür des Hauses, eine Mannsgestalt erschien in dem hellen, daraus hervorströmenden Lichte, und man gewahrte in diesem zugleich einen Reiter zu Pferd, der dicht vor dem Hause hielt.

In demselben Augenblicke blitzte es bei dem Kopfe des Pferdes, der Donner eines abgefeuerten Gewehrs krachte durch die Stille der Nacht und ein lautes Angstgeschrei schallte aus der Thür hervor. Zugleich aber dröhnten die Hufschläge eines davonjagenden Rosses in der Straße hinunter und verhallten in der Ferne.

Mit fliegenden Sprüngen hatten die drei Freunde das Haus erreicht und fanden in der Flur die blutige Leiche eines jungen Mannes hingestreckt, über welche sich die drei Quadronenschwestern mit Lichtern in der Hand jammernd und wehklagend hinbeugten.

Der Erschossene war der Geliebte von der Jüngsten der Schwestern und hatte mit derselben hinter der geschlossenen Thür gestanden, als der Name Fehrmanns in der Straße gerufen wurde. Er hatte die Thür geöffnet und war kaum in dieselbe eingetreten, da streckte ihn ein Flintenschuß mit Bockschroten nieder. Sein Gesicht war so von der Ladung zerfetzt, daß Nichts mehr daran zu erkennen war, und sein blondes Haupthaar triefte von Blut.

„Das hat der Mulatte, der Barbier gethan!“ schrie Fehrmann in höchster Wuth den Leuten zu, die von allen Seiten herangeeilt kamen und theilte dann den Anwesenden den Streit mit, den er mit dem Genannten gehabt hatte.

Auch ein Constabel hatte sich eingefunden, sammelte die anwesenden Männer um sich und eilte mit ihnen sofort nach der Wohnung des bezeichneten Mulatten. Die Thür war verschlossen und eine geraume Zeit blieb das Klopfen an derselben ohne Antwort. Endlich erschien eine Negerin an dem Fenster und fragte nach der Ursache des späten Besuchs, indem sie zugleich erklärte, ihr Herr, der Mulatte George Stacy, befinde sich in seinem Bette. Die Thür wurde auf stürmisches Verlangen geöffnet, man drang in das Haus, zu dem Bette des Mulatten und hier lag derselbe, sich die Augen reibend, wie so eben aus dem Schlaf erwacht. Der Constabel begab sich nun schnell in den Stall zu dem Pferde und fand dasselbe noch außer Athem und seine Flanken in Bewegung, das Haar, wo der Sattel gelegen hatte, war feucht und der Sattel selbst noch warm. Alle Bemühungen, das Gewehr zu finden, blieben erfolglos. Trotz Leugnen, Betheurungen und Schwören des Mulatten wurde derselbe gebunden und nach dem Gefängniß abgeführt.

„Dein gutes Glück hat Dich gerettet, Fehrmann,“ sagte Lincoln zu diesem, als er mit seinen Freunden das Haus der drei Quadronen verließ und den Weg nach dem Gasthaus antrat, „meine Ahnung war nur zu gegründet. Der Mulatte ist der Meinung, er habe

Dich erschossen. Da hast Du wieder einen Charakterzug der Farbigen. Sonderbar, daß die schwarze Race durch das Mischen mit weißem Blute schlechter wird, denn der wirkliche Neger hat die Eigenschaften des Raubthieres nicht."

„Es spricht mehr gegen uns Weiße, als gegen die Farbigen, wenn die Mischlinge die guten Eigenschaften des Negers verlieren und die schlechten der Weißen annehmen," bemerkte Franval.

„Es mag wohl in der Zunahme der geistigen Fähigkeiten seinen Grund haben und darin, daß sie das weiße Blut nun schon in sich erkennen, ohne von den Weißen als Gleichberechtigte anerkannt zu werden," erwiederte Lincoln, „übrigens ist der Fall interessant und wird mir eine neue Gelegenheit geben, mich in dem Gerichtshaus hören zu lassen."

Die Freunde hatten den Platz bei dem Kapitolium erreicht, fanden ihn jetzt verödet und eilten nach dem nahegelegenen Powhattanhause, dem Gasthause des Herrn Duwall, wo sie zusammen wohnten. In dem parlour, oder Gesellschaftszimmer, herrschte noch reges Leben, alle Thüren und Fenster waren geöffnet, der ungeheure Fächer, der an eisernen Stangen von der Decke herab über dem Tisch in der Mitte des Saales hing, wurde immer noch von einem Negerbuben mittelst

eines Seils in Bewegung gesetzt, so daß er hin und her durch den Raum flog und einen heftigen Luftzug veranlaßte, und an den offenen Fenstern saßen die Gäste des Hauses und ließen die eindringende kühle Nachtluft um ihre Schläfe spielen. Die Nachricht, welche die drei Freunde von dem verübten Mord überbrachten, erzeugte die größte Entrüstung, und man sprach sich laut darüber aus, daß man zu viel Nachsicht mit dem farbigen Volke habe und daß man abschreckende Beispiele an ihm ausüben müsse. Einzelne Stimmen wurden dagegen laut, die auf die Gefahr hindeuteten, welche bei einer zehnfach überlegenen schwarzen Bevölkerung der Stadt durch zu große Strenge entstehen könne. Lincoln war in seinem Elemente, nahm häufig das Wort, und setzte geistreich auseinander, daß man nach dem Gesetz der Selbsterhaltung Alles, was nur den leisesten Anklang von Farbig habe, unter der strengsten Peitschenzucht halten müsse, wolle man nicht Gefahr laufen, von dieser fremden Race selbst unterdrückt, oder vertilgt zu werden.

II.

Während nun in dem Powhattanhause diese Unterhaltung mit großer Leidenschaftlichkeit gepflogen wird, führen wir den Leser hinweg nach einem entfernt, am Ende der Stadt in einem saubern schönen Gärtchen gelegenen kleinen Hause, der Wohnung eines Geistlichen, und zwar dort in ein Krankenzimmer.

Das Gemach war nur matt durch ein Nachtlicht beleuchtet, da es ein davorstehender Lichtschirm zum größeren Theil in Schatten legte. Die Fenster, die in den Garten zeigten, waren geöffnet, damit die erquickende Nachtluft hereinziehen konnte, und auf dem runden Tische in der Mitte der Stube standen verschiedene Medizingläser, einige Pulverschachteln, ein Glas mit Wasser, aus dem ein silberner Löffel hervorsah, und eine Krystallschale mit Zucker.

Auf dem Bett an der hintern Wand lag ein kranker Mann mit grauem Haar, eingefallenen gelben

Wangen und tiefliegenden geschlossenen Augen. Seine linke Hand ruhte auf seiner, mühsam sich bewegenden Brust und seine rechte hing über den Rand des Bettes herab. Vor demselben saß das schöne Mädchen, welches wir vor wenigen Stunden in der Apotheke sahen, als sie die Schachtel mit Pulver dort holte.

Sie hielt ihre Hände gefaltet in ihrem Schooß und blickte gesenkten Hauptes vor sich nieder, während die Bewegung ihres Busens häufig aussetzte und ihren schönen Lippen dann ein sorgenvoll schwerer Athem entstieg. Von Zeit zu Zeit blickte sie auf den Kranken, dessen Schlaf sie zu trösten schien, denn sie preßte dann jedesmal ihre kleinen Hände fester zusammen, und hob ihre dunkeln Augen, wie im Dankgebet, nach oben.

Jetzt öffnete sich die Thür, eine Negerfrau trat lautlosen, vorsichtigen Schrittes in das Zimmer und sah mit bangem, fragenden Blick nach dem Krankenbett. Die Augen des jungen Mädchens begegneten ihr beim Eintreten und, den Finger auf den Mund legend, empfahl es der Negerin Vorsicht, damit sie nicht durch Geräusch den Schlaf des Kranken stören möchte. Die schwarze Frau war zu dem Bett geschlichen, legte ihre Linke auf die Schulter des Mädchens, sah kummervoll auf den kranken Mann, und ihre Augen strömten von Thränen über. Das Mädchen sah die Thränen fallen,

ergriff die Hand der Frau tief bewegt, und deutete ihr, wie zum Trost an, daß der Schlaf dem Kranken wohlthun werde. Dann bat es dieselbe durch eine Bewegung mit der Hand, ihr den Fächer zu reichen, der auf dem Tische lag, welcher Bitte die Negerin Folge leistete, und dann ebenso lautlos, wie sie in's Zimmer getreten war, dasselbe wieder verließ. Das Mädchen bewegte nun den Fächer leise über dem Antlitz des Schlafenden hin und her und schien dessen Athemzüge zu zählen. Die Glocke auf dem nahen Kirchthurm hatte schon mehreremale die abgelaufene Stunde angezeigt und schlug drei Uhr, als der Kranke erwachte, das Mädchen den Fächer zurückzog und sich zu dem Erwachten hinneigte, um ihm ihre Gegenwart anzudeuten, für den Fall er Verlangen nach irgend Etwas trage.

Der Kranke, welcher der Pfarrer Nelson war, sah das Mädchen einige Augenblicke an, als besinne er sich, wo er sei, dann aber nahm er dessen Hand in die seinige, und sagte mit schwacher Stimme:

„Gute Rosiana, Du bist noch auf? Der Schlaf hat mir wohl gethan, ich fühle mich besser.“

„Soll ich Dir das Pulver noch einmal geben, Herr? Du hast so sanft darauf geschlafen, ich glaube, es würde Dir gut thun,“ erwiederte die Angeredete

und legte ihre weichen Hände um die magere Hand des Alten.

„Wenn Du meinst, Rosiana, so will ich es nehmen, hole mir aber wieder frisches Wasser dazu, es erquickt mich, es ist so sehr warm hier im Zimmer," sagte der Geistliche. Das Mädchen glitt behend aus der Stube nach der Küche, wo die Negerin vor dem Kamin saß, in dem über einem kleinen Kohlenfeuer ein Kessel mit heißem Wasser hing.

„Herr Nelson ist erwacht, Mutter," sagte Rosiana zu der Negerin, „er hat recht gut geschlafen und fühlt sich viel besser. Gott sei Dank!"

„Gottlob!" sagte die schwarze Frau und faltete ihre Hände.

„Er will das Pulver noch einmal nehmen, hast Du frisches Wasser hier?"

„Wart, Kind, ich will schnell etwas aus dem Brunnen holen, das dort im Eimer wird schon warm geworden sein."

Mit diesen Worten eilte die Frau mit dem Eimer hinaus, und Rosiana nahm ein Glas aus dem Schränkchen und stellte es auf ein kleines Theebrett. Bald war die Negerin zurück, füllte eine Caraffine mit frischem Wasser, fügte sie dem Glase bei, und Rosiana eilte damit in das Krankenzimmer zurück.

„Morna hat erst frisches Wasser am Brunnen geholt, Herr, es ist recht kühl,“ sagte sie, zu dem Tisch tretend, füllte das Glas und trug es mit der Pulverschachtel und einem Theelöffel zu dem Kranken. Nachdem dieser das Pulver eingenommen hatte, trank er begierig das Glas aus und sank dann, wie von der Anstrengung übermannt, auf sein Lager zurück, während Rosiana ihren Platz vor demselben wieder einnahm und den Fächer abermals in Bewegung setzte.

Das bleiche Licht des nahenden Tages zitterte durch die Fenster, als noch kein Schlaf in des Mädchens Augen gekommen war und sie noch immer sorgsam den Fächer schwang.

Nelson erwachte wieder und fühlte sich von Neuem gestärkt.

„Liebe Rosiana, Du hättest Dich aber zur Ruhe niederlegen sollen, Morna konnte ja statt Deiner bei mir bleiben,“ sagte er, mit einem dankbaren Blick nach dem Mädchen aufschauend.

„Sie weiß nicht so gut, wie ich, was Dir angenehm ist, Herr, ich bin gar nicht müde,“ entgegnete Rosiana, „wenn ich aber jetzt nichts für Dich thun kann, so erlaube, daß ich die Morna hereinsende, ich will einige Augenblicke auf mein Zimmer gehen.“

„Thue das, Rosiana, und ruhe Dich. Ich fühle

mich bedeutend besser," sagte der Geistliche, worauf Jene das Zimmer verließ und bald nachher die Negerin bei ihrem Herrn erschien.

Rosiana war hinauf in ein Dachstübchen gegangen, hatte sich durch frisches Wasser erquickt, ihr prächtiges Lockenhaar schnell, aber geschmackvoll geordnet und ihre Toilette erneuert. Dann sank sie vor einem Stuhl auf ihre Kniee nieder, faltete ihre kleinen Hände und sandte aus frommem Herzen ihr Morgengebet zum Himmel. Ihre schönen Augen waren dabei feucht geworden, sie trocknete im Aufstehen die Thräne, die zwischen ihren langen Wimpern glänzte und reichte dann dem Kanarienvogel, der am Fenster hing und ihr mit ausgebreiteten, schwirrenden Flügeln seinen Morgengruß entgegen zwitscherte, Samen und frisches Wasser. Die Ausstattung des Zimmers war höchst einfach, aber sauber und geschmackvoll geordnet. Auf dem kleinen Arbeitstisch am Fenster lag neben einem Glas mit frischen Blumen ein aufgeschlagenes Buch und dahinter, an die Wand des Dachfensters angelehnt, stand eine Mandoline. Rosiana faltete die Näharbeit, die auf dem Stuhle vor dem Tische lag, sorgsam zusammen und verwahrte sie in der Kommodenschieblade, wischte mit einem Tuch den Staub von den wenigen Möbeln, trat nochmals zu ihrem kleinen

Liebling, dem Kanarienvogel, indem sie ihm schmeichelnd ihren Finger in den Bauer hielt, und kehrte dann, noch einen Blick durch das Zimmer werfend, zu dem kranken Geistlichen zurück.

Morna bereitete schnell das Frühstück und, nachdem sie und Rosiana dasselbe eingenommen, begab sich Letztere wieder vor das Bett des Pfarrers und las in einer Zeitschrift, welche diesem regelmäßig von Philadelphia zugesandt wurde. Dabei wachte sie über jede Bewegung, jeden Wink des Kranken, um schnell dessen Wünschen nachzukommen. Doch nur in langen Zwischenräumen beanspruchte derselbe ihre Dienste, denn sein Fieber hatte ihn verlassen und in ruhigem wohlthuenden Schlaf schien er neue Kräfte zu sammeln.

Gegen zehn Uhr öffnete sich die Thür und die Schwester des Geistlichen, die hier in Richmond an einen Arzt, den Doctor Hunter, verheirathet war, trat in das Zimmer. Sie war eine magere Frau von einigen dreißig Jahren, mit röthlichem spärlichen Haar, lebendigen kleinen Augen und großer Unruhe in allen ihren Bewegungen.

„Nun, Rosiana, hast Du nichts Besseres zu thun, als zu lesen. Ich möchte überhaupt wohl wissen, wozu Niggers zu lesen brauchen?“

Mit diesen halblaut gesprochenen Worten schob

sie das Mädchen, welches sich schnell erhoben hatte, unsanft zur Seite und trat nahe an das Bette ihres Bruders. Dieser hatte die Augen aufgeschlagen und sah sie kopfschüttelnd mit einem Ausdrucke des Vorwurfs an, sagte aber kein Wort.

„Es geht Dir noch schlecht, wie ich sehe, Du hast Fieber, und doch willst Du nicht, daß Dir mein Mann Etwas verschreibe. Da bleibst Du immer bei Deinen eigenen Mitteln, und bist selbst Schuld daran, wenn Du heftig krank wirst. Eine kleine Gabe Medizin von meinem Mann würde die Krankheit im Entstehen gebrochen haben," sagte Madam Hunter mit unterdrückter Heftigkeit, indem sie ihren Hut und Shawl abnahm und auf den Tisch legte, und sich dann auf dem Stuhl vor dem Bette niederließ.

„Liebe Schwester, ich befinde mich viel wohler, als gestern, ich habe eine gute Nacht gehabt, und das Fieber hat mich verlassen. Ruhe ist jetzt Alles, was mir nöthig ist," antwortete der Geistliche und schloß die Augen.

„Das Mädchen da sollte Dir etwas Brodwasser und Limonade machen und statt zu lesen, Dir die Fliegen abwehren. Das ist ja entsetzlich, so viel Fliegen im Zimmer zu haben, warum jagt sie denn Rosiana nicht hinaus und schließt die Fenster?" nahm die Frau

wieder das Wort und warf einen stechenden Blick auf das Mädchen.

„Laß doch nur, Schwester, ich bin ja zufrieden, laß mich doch ruhen," sagte der Kranke ungeduldig.

„Zufrieden, mit Allem zufrieden, und wenn Du auch noch so schlecht von diesem Negervolke behandelt wirst. Kann mir denn das gleichgültig sein? Ich will aber auch gar Nichts mehr sagen, ich bekomme bei Dir doch nie Recht, da hörst Du lieber auf fremde Menschen, als auf Deine Schwester."

„Ich bitte Dich um Gottes Willen, sei doch ruhig," fiel ihr der Pfarrer wieder in die Rede, und winkte ihr mit der schwachen Hand, indem er abermals die Augen schloß.

Madam Hunter legte, sich mit einer heftigen Bewegung in ihrem Stuhle gerade setzend, ihre Hände in den Schooß, als zwinge sie sich zum Schweigen, spielte aber in fliegender Bewegung mit ihren Fingern und Fußspitzen, und schoß giftige Blicke auf Rosiana, die sich neben das offene Fenster gestellt hatte und mit thränenschweren Augen in den Garten hinaussah.

„Wenn ich nur Etwas für Dich thun könnte, lieber Bruder," sagte nach einer langen Pause die Frau mit weicher, theilnehmender Stimme zu dem Geistlichen, „es macht mich ganz unglücklich, daß ich nicht bei Dir

bleiben und Dich pflegen kann," worauf dieser schweigend und ohne die Augen zu öffnen die Hand zu ihr erhob und die ihrige, wie zum Dank drückte, denn Madam Hunter ergriff sie mit beiden Händen, küßte sie und benetzte sie mit einigen Thränen. Dann erhob sie sich schnell mit den Worten:

„Nun muß ich eilen, lieber Bruder, mein Mann wird mich zu Hause erwarten, ich komme aber bald wieder, solltest Du Etwas von mir wünschen, so lasse es mir sagen. Halte Dich nur ruhig und lasse Dir Deinen Schlaf nicht stören."

Sie war zu dem Tisch getreten, setzte ihren Hut auf, hing ihren Shawl um die Schultern und sagte dann mit unterdrückter Stimme: „Rosiana!"

Als diese sich nach ihr umwandte, wischte Madam Hunter heftig mit der Hand über den Tisch, um ihr anzudeuten, daß der Staub nicht von demselben abgeputzt sei, machte ihr eine drohende Bewegung mit der Hand, und schoß zur Thür hinaus.

„Rosiana," wiederholte der Geistliche, als kaum die Thüre sich hinter der leidenschaftlichen Frau geschlossen hatte, und winkte dem Mädchen, sich wieder vor sein Bett zu setzen. Weinend folgte sie seiner Aufforderung, und als der Kranke ihr mit einem tröstenden dankbaren Blick schweigend die Hand reichte, senkte sie

ihre Lippen auf dieselbe nieder und preßte sie schluchzend zwischen ihren kleinen Händen.

Rosiana war die Tochter der Negerin Morna, welche dem Geistlichen aus seines Vaters Nachlassenschaft als Erbtheil zugefallen war. Rosianas Vater mußte ein weißer Mann gewesen sein, wie ihr Aeußeres verrieth und sie war demnach Mulattin. Die Natur hatte sie aber bei ihrer Erschaffung begünstigt und ihr mehr weißes Blut gegeben, als es gewöhnlich in diesem ersten Mischungsgrade der Fall ist, denn während andere Mulattinnen mehr oder weniger braun gefärbt sind, zeigte ihre schöne weiße Haut nur einen leichten Anflug von Gelb. Ihre ganze Körperbildung hatte die Stufen zwischen der schwarzen und weißen Menschenrace übersprungen und in gleichem Maße, wie sie von dieser körperlich nur das Schöne und Edle erhalten hatte, war auch ihr Geist mit den besten Eigenschaften derselben beschenkt worden. Der Geistliche war nie verheirathet gewesen und hatte das schöne weiße Kind seiner Sclavin wie das seinige behandelt und erzogen, freilich nur hinter dem Vorhange seines Privatlebens, denn vor der Welt blieb sie die Farbige, der das Gesetz alle Menschenrechte vorenthielt. Ohne zu bedenken, daß die Bildung, die er ihr gab, mit ihrer Stellung im öffentlichen Leben in Widerspruch stand, daß die zarteren

edleren Gefühle, die er dadurch in ihr weckte und zur herrlichen Blüthe brachte, weder sie, noch Andere beglücken und nur dazu beitragen konnten, ihr das ganze Elend und den Fluch fühlbar zu machen, den das Schicksal in diesem Lande über das afrikanische Blut ausgesprochen hatte, gab er sich der Freude hin, die das Gedeihen des reizenden lieblichen Kindes ihm gewährte, und fand in ihm einen Ersatz für die Entbehrung, die sein Junggesellenleben ihm auferlegte. Mit der größten Sorgfalt hatte er Rosiana selbst unterrichtet, hatte ihr alle weiblichen Arbeiten lernen, ihr durch einen Musiklehrer Unterricht im Gesang und im Guitarrespielen geben lassen und hatte jede müßige Stunde zu Hause dazu verwandt, durch seinen Umgang ihre seltenen, herrlichen geistigen Anlagen zur schönsten Entwickelung zu führen. Schon jetzt rächte sich das Schicksal an ihm für den Eingriff, den er in dessen Macht sich erlaubt hatte und nicht ohne inneren Vorwurf konnte er auf die blühende edle Jungfrau blicken, deren Bildung sie zu so großen Ansprüchen an das gesellschaftliche Leben berechtigte, während die schwarze Mutter sie unabänderlich der Erniedrigung und der Verachtung der Welt Preis gab. Das Traurige, Schwermüthige in Rosianas Wesen, die stille Thräne, die sie vor ihm zu verbergen suchte, der Seufzer, der oftmals ihrer Brust

entstieg, wenn sie sich von ihm nicht beobachtet glaubte, Alles verrieth ihm deutlich, daß sie das Verhängniß fühle, welches so schwer und so unverdienter Weise auf ihr lastete und verwandelte Alles das Gute, welches er geglaubt hatte ihr zu erzeigen, in ein großes Unrecht. Es war zu spät, um es ungeschehen zu machen, oft nahm er sich vor, sie durch kältere abstoßende Behandlung ihrer, von dem Gesetz bezeichneten Stellung zurückzugeben und sie als Sclavin zu behandeln, ihre stumme Verzweiflung, ihre Thränen aber erweckten dann bald wieder sein besseres Gefühl und um so wärmer, um so theilnehmender überhäufte er sie mit Freundlichkeiten. Die Kränkungen, die seine Schwester ihr bei jeder Gelegenheit zufügte, trafen ihn immer wie Dolchstiche, und dennoch hatte er nicht den Muth, seinen Liebling gegen deren boshafte Angriffe zu vertheidigen, da er fühlte, daß er sich dadurch zugleich gegen die öffentliche Meinung, gegen den Gebrauch, gegen das Gesetz auflehnen würde, die er in seiner Stellung als Geistlicher besonders respectiren mußte. Auch soeben hatte die herzlose Behandlung der Madam Hunter gegen Rosiana ihn empfindlich getroffen, um so mehr, als er dieser gerade jetzt so viel liebevolle Pflege und aufopfernde Anhänglichkeit zu danken hatte, und er ließ seine Hand in der ihrigen ruhen, um ihr schweigend seine Aner-

kennung dafür auszusprechen, ihr als Trost seine Zuneigung zu erkennen zu geben.

Während hier in der Stille der Segen des Himmels auf eine Farbige herabgefleht wurde, tönten die wildesten Verwünschungen gegen die Neger und ihre Abkömmlinge durch die Straßen Richmonds, und aus der aufgeregten Volksmenge, die sich um das Kapitol gesammelt hatte, schallten die fürchterlichsten Drohungen gegen dieselben hervor. Man hatte den Mulatten Stach zum Verhör dorthin geführt und auch die Leiche des Erschossenen in dem Gerichtssaal aufgestellt. Der Saal war mit Zuschauern so sehr angefüllt, daß es schwer gewesen sein würde, auch nur noch einer Person einen Platz darin zu verschaffen; Schulter an Schulter stand man zusammengedrängt und war wörtlich aller Bewegung beraubt. Schon einige Stunden hatten die Verhandlungen gedauert, der Angeklagte stand vor der Leiche, er schaute mit unerschütterlicher Ruhe, ja mit Gleichgültigkeit auf dieselbe nieder und leugnete hartnäckig, irgend wie in Beziehung zu dem begangenen Morde zu stehen. Auf die Frage, ob er den Erschossenen erkenne, antwortete er, er habe ihn oft bei sich im Hause gesehen und erkenne in der Leiche vor sich den Herrn Fehrmann wieder. Derselbe sei ein guter Kunde von ihm gewesen, und habe ihm niemals eine Veranlassung

gegeben, ihm etwas Böses zu wünschen. „Könnte er noch reden," sagte er, „so würde er selbst meine Unschuld bezeugen."

In diesem Augenblicke öffnete sich dem Angeklagten gegenüber eine Thür und Fehrmann trat ihm aus derselben entgegen. Der Mulatte wankte zurück, seine Augen stierten nach dem Todtgeglaubten hin, als wollten sie aus ihren Höhlen springen, seine Lippen bebten, seine Glieder zitterten, und mit den Händen ihn, wie einen Rachegeist von sich abwehrend, sank er auf dem Boden zusammen und wandte sein, von Entsetzen verzerrtes Gesicht von ihm ab.

„Zurück, zurück, haltet ihn von mir zurück, ich will bekennen, Alles bekennen!" schrie er mit krampfhaft zusammengepreßter Stimme und der donnernde betäubende Beifall der Zuhörer ließ die weite Halle erdröhnen, so daß wohl zehn Minuten vergingen, ehe es den Constabeln und den Richtern gelang, die Ruhe wieder herzustellen.

Der Mulatte bekannte jetzt die blutige That und gestand, daß Rache ihn dazu getrieben habe. Lincoln war es, der veranlaßt hatte, daß der Mörder bis zum Augenblick von Fehrmanns Erscheinen in seinem Irrthum, diesen erschossen zu haben, gelassen werde, um ihn dadurch zum Geständniß zu bringen. Auch er

befand sich unter den Advocaten, die gegen den Verbrecher vor die Schranken traten, wiederholt wurde er durch stürmischen Beifall der Zuhörer in seiner Rede unterbrochen und die Hurrahs, die man ihm nach Beendigung derselben brachte, wollten kein Ende nehmen. Der Mulatte wurde zum Galgen verurtheilt und Lincoln war der gefeierte Mann des Tages.

Zehn Tage gab das Gesetz dem Verurtheilten noch zu leben und mit Ungeduld erwartete die weiße Bevölkerung Richmonds den Ablauf dieser Frist, um ihn sterben zu sehen. Aber mit ebenso viel Leidenschaftlichkeit, wie sich der Wunsch nach Vergeltung gegen den Mulatten unter den Weißen kund that, ebensoviel lebendiges Interesse wurde unter den Farbigen für denselben laut, und in gleichem Maße steigerte sich mit jedem Tage die Aufregung beider Parteien. Wenngleich die farbige Bevölkerung der Stadt die weiße an Zahl mehr als um das Zehnfache überstieg, so bemerkte man für gewöhnlich dieses Mißverhältniß nicht, weil die Farbigen während des Tages, bei ihren Arbeiten beschäftigt, weniger sichtbar wurden; jetzt aber schienen die Weißen mehr und mehr aus den Straßen zu verschwinden und die Neger und Mulatten sich zu zeigen. In Banden zogen diese lärmend, fluchend und

drohend umher und allenthalben hörte man den Ruf erschallen:

„Hurrah für Georg Stacy, er hat einen weißen Mann erschossen!"

Besonders zahlreich zeigten sie sich in der Nähe des Gefängnisses, wo der Mörder verwahrt wurde, und schon am Abend nach seiner Verurtheilung sah man sich genöthigt, die Wache bei dem Gefangenhause zu verstärken. Die Eigenthümer der Sclaven boten zwar alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf, dieselben zu Hause zu halten, aber weder Gewalt, noch gute Worte vermochten es durchzusetzen; die sclavische Furcht, so wie die blinde Anhänglichkeit an den Herrn verschwand von Tag zu Tag mehr, und das sorglose Sicherheitsgefühl der Weißen machte ernster Besorgniß Platz. So wie die Farbigen in der Stadt selbst den Befehlen ihrer Herren weniger Folge leisteten, so begannen auch die Sclaven auf dem Lande in der Umgegend sich gegen dieselben aufzulehnen, verließen in großer Zahl ihre Arbeit und begaben sich nach Richmond, wo sie sich ihren farbigen Brüdern zugesellten und mit ihnen tobend die Straßen durchschwärmten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Geist des Aufruhrs unter den Negern durch das Land und zwar noch weit drohender für

deren Herren, da dort das Mißverhältniß ihrer Seelenzahl noch weit größer war.

Virginien, früher der Musterstaat der ganzen Union, hatte diesen seinen Ehrenplatz für schnödes Gold, welches ihm aus dem Handel mit Menschen zufloß, aufgegeben: es züchtete Sclaven für alle Sclavenstaaten Amerika's!

Die reichen gesegneten Farmen und Plantagen, die durch die ungeheuren Ernten von Getreide, Taback und Baumwolle Virginien mit der halben Welt in Verbindung gebracht und seinen Reichthum begründet hatten, waren zum großen Theil verödet und man baute dafür nur so viel Mais, als man bedurfte, um die nöthigen Schweine für den Unterhalt der Sclaven zu füttern und diese selbst mit Brodstoff zu versorgen. Es wurde nicht mehr gearbeitet, denn aus der Vermehrung der Neger, die ein sorgenloses lustiges Leben führten, zog man einen reichern Gewinn, als wenn man ihre Kräfte in den schweren Feldarbeiten abnutzte und somit das in ihnen enthaltene Kapital vorzeitig verlor.

Es gab Sclavenhalter, die alljährlich Hunderte von kräftigen schönen Negerburschen verkauften, während sie die zugleich aufgezogenen Mädchen zur Vergrößerung ihres Geschäftes behielten. Neben dem sehr hohen Gewinn, welchen man auf diese Weise erzielte, glaubte man die Sclaven viel leichter und sicherer beherrschen

zu können, da sie so sehr wenig zu arbeiten brauchten und bei dem angenehmen Leben, welches sie führten, nicht nach Freiheit und Unabhängigkeit verlangen würden. Hierin lag aber ein großer Irrthum, denn man hatte nicht daran gedacht, daß ein solches Leben sie vollständig demoralisiren mußte, und während in der früheren Glanzzeit Virginiens die Sclaven, die in seinen Grenzen geboren waren, auf allen Märkten den höchsten Preis brachten, weil sie anerkannt die besten, fleißigsten und treuesten Diener waren, so betrachtete man jetzt einen Virginischen Sclaven mit Mißtrauen und Vorurtheilen. Auch hatte man sich bemüht, möglichst viel weißes Blut in den jungen Anwuchs zu bringen, weil Mulatten und Quadronen wegen ihrer höheren geistigen Fähigkeiten und größeren körperlichen Schönheit vorzugsweise theuer bezahlt wurden und dabei vergessen, daß es das weiße Blut sei, welches sich gegen die Knechtschaft empöre und daß in ihm der Keim zu dem Ende der Sclaverei verborgen liege. Der Fluch, der in diesem vortheilhaften Geschäft mit Menschenfleisch lag, hatte aber nicht allein über die farbige Bevölkerung Virginiens die tiefste sittliche Verderbniß gebracht, er hatte auch in den Familien der Weißen seine Spuren gezeichnet, und mit dem Namen eines Virginiers waren nicht mehr, wie früher, so hohe moralische Vorzüge vor den Bürgern

anderer Staaten verbunden. Die alte unbegränzte Gastfreundschaft, das gemüthliche, comfortable Familienleben, Herzlichkeit, Treue, Glaube und Gottesfurcht waren seltener geworden, und Ueppigkeit, Verschwendung und Selbstsucht hatten auf dem ihnen früher fremden Boden Fuß gefaßt.

Der gegenwärtige Augenblick war für die Weißen in Richmond ein sehr ernster und Unheil verkündender, denn von Stunde zu Stunde mehrte sich die Zahl der Neger in der Stadt, und ihr Auftreten wurde immer zügelloser, immer drohender. Schon erlaubten sie sich hier und dort Gewaltthätigkeiten, sie drangen in die Trinkhäuser ein und forderten mit der Axt in der Hand Branntwein, in gleicher Weise plünderten sie die Bäckerläden und beraubten die Rauchhäuser der nahe bei der Stadt wohnenden Farmer. Die Zeit drängte, wenn man einem allgemeinen Negeraufstand noch vorbeugen und ein blutiges Massacre unter den Weißen verhüten wollte; halbe Worte, halbes Handeln konnten Nichts mehr nützen und nur schnelles entschlossenes Einschreiten noch Rettung bringen. Die Miliz und alle waffenfähigen weißen Männer traten unters Gewehr und durchzogen in starken Patrouillen die Stadt; mehr als hundert Neger wurden in den Straßen niedergeschossen und es gelang, die Aufrührer zu zerstreuen und für den

Augenblick die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. Keineswegs aber war die Gefahr damit beseitigt, die Stimmung der Sclaven war jetzt nur noch viel gereizter, und mit Besorgniß sahen die Weißen der nächsten Zukunft entgegen. Die Vorsichtsmaßregeln wurden verdoppelt, man sperrte die Neger Nachts in die Keller ein, oder schloß sie, ehe man zur Ruhe ging, an Ketten fest und schoß jeden nieder, der sich nach Sonnenuntergang noch außerhalb der Häuser blicken ließ.

In einer Berathung der Weißen, die am fünften Tage nach der Verurtheilung des Mulatten Stacy im Kapitolium gehalten wurde, beschloß man, schon am folgenden Morgen die Hinrichtung desselben vorzunehmen, um die erste Veranlassung zu dem Aufruhr aus dem Wege zu räumen. Bei dieser Gelegenheit nahm auch Lincoln wieder das Wort und setzte auseinander, daß in den vielen freien Farbigen die Haupturſache für die Widersetzlichkeit der Sclaven zu suchen sei, da jene ihre höhere Bildung, ihr höheres Wissen dazu benutzten, um diese aufzuwiegeln. Er rieth, mit der größten Strenge zu verhindern, daß irgend ein Farbiger lesen lerne und zugleich ein Gesetz zu schaffen, welches Alle diejenigen, die frei geboren, oder von ihren Herren frei gegeben worden seien, aus dem Lande verweise. Jeder Sclaveneigner, sagte er, der die geistigen Fähigkeiten eines

Farbigen entwickele, begehe ein Verbrechen gegen seine Mitbürger und gegen den Staat, weil er dadurch die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährde, aber er begehe auch ein Unrecht gegen den Sclaven und gegen sich selbst, da er Jenen mit seiner Lage unzufrieden mache und zugleich sein eigenes Interesse aufs Spiel setze. Dem Farbigen habe die Natur alle edleren Eigenschaften, alle besseren Gefühle, die sie dem Weißen verliehen, vorenthalten und dadurch erklärt, daß Jener diesem Unterthan sein und ihm dienen solle.

Lincoln's Rede wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen, Jeder der Zuhörer theilte seine Ansichten und man beschloß, dahin zu wirken, daß die Gesetzgebung von Virginien baldmöglichst die nöthigen Maßregeln gegen die Aufklärung und die Freiheit der Farbigen ergreife. Dem jungen Advocaten wurde von allen Seiten Anerkennung und Lob gezollt, die achtbarsten, reichsten Bürger der Stadt baten ihn, ihr Haus zu besuchen und wünschten ihm Glück zu seiner mit so vielem Erfolg begonnenen Laufbahn.

Die Sonne stand schon niedrig, als das Kapitolium sich leerte und die versammelte Menge sich zerstreute, um an anderen Orten in kleinern Zusammenkünften die Unterhaltungen und Berathungen über die Negerunruhen fortzusetzen, denn dieselben berührten zu sehr alle

Gesammt- und Privatinteressen, als daß augenblicklich von etwas Anderem hätte die Rede sein können.

Auch über den Garten des Pfarrers Nelson hatten sich die Schatten lang ausgedehnt und dieser saß hinter dem Hause neben dessen Eingang unter den prächtigen dunkeln Magnolien, die denselben überdachten, und jeden Sonnenstrahl von ihm abwehrten. Rosiana hatte den Geistlichen so eben aus dem Hause hierher geleitet, damit ihn die Kühlung des Abends erquickend und stärkend umspielen und seine Genesung befördern möge. Sie war wieder in das Haus geeilt, um Limonade für ihn zu bereiten, kehrte bald mit derselben zurück und reichte sie ihm mit den Worten:

„Hier, guter Herr, trink, die Limonade wird Dir wohl thun, sie ist recht frisch, ich habe ein Stückchen Eis hineingelegt, wie Du es liebst."

„Ich danke Dir, Rosiana, Du sorgst so gut für mich und Deiner Pflege allein habe ich meine schnelle Genesung zu danken. Setze Dich zu mir, ich muß mit Dir reden", sagte der Pfarrer und deutete auf einen Stuhl neben sich, auf den die Mulattin sich nun niederließ.

„Deine Zukunft, Rosiana, liegt mir drückend auf der Seele; wie leicht hätte schon diesmal der Herr mich abrufen können, und was wäre dann aus Dir

geworden!“ nahm Nelson wieder das Wort, sah aber Rosiana nicht dabei an, sondern blickte sinnend vor sich nieder; „Du kennst die Vorurtheile, denen Dich Deine Abkunft preisgiebt, man erkennt in diesem Lande den Menschen nur in der weißen Haut an, nicht in der Reinheit, in der Ausbildung seiner geistigen Eigenschaften. Deine Bildung, Deine Frömmigkeit, Deine Herzensgüte stellt Dich weit über den Stand, der Dir hier in der menschlichen Gesellschaft eingeräumt wird, ja weit über Viele, die mit Verachtung auf Dich herabblicken, weil Deine Haut nicht so weiß ist, als die ihrige. Durch die Erziehung, die ich Dir gab, würde ich eine schwere Sünde gegen Dich begangen haben, überließe ich Dich nach meinem Tode Deinem Schicksal in den Händen meiner Erben. Die Krankheit, der ich unter Deiner Pflege so eben entgangen bin, hat der Himmel mir als Warnung zugesandt und mir noch einmal Zeit gegeben, diesem Unrecht gegen Dich vorzubeugen, und diese Frist soll nicht wieder ungenützt an mir vorüber gehen. Ich werde Dich gesetzlich frei geben, damit Du nach meinem Ende wenigstens nicht den Grausamkeiten, den Mißhandlungen der Weißen ausgesetzt sein wirst.“

Rosiana's lautes Schluchzen unterbrach hier den Geistlichen, von tiefstem Seelenschmerz, glühendster Dankbarkeit überwältigt, warf sich die Mulattin zu

ihres Herrn Füßen nieder, ergriff mit bebenden Händen seine hagere Rechte und bedeckte sie mit ihren Küssen, ihren Thränen. Der Sturm ihrer Gefühle erstickte die Worte auf ihren schönen Lippen, die Sprache aber ihres seelenvollen, dankbaren, thränenschweren Blickes verstand der Geistliche wohl, und, seine Linke um die zarte Wange des zitternden Mädchens legend, küßte er sie auf die edle Stirne und seine Thräne fiel in ihr glänzendes Lockenhaar.

In diesem Augenblick trat Madam Hunter aus der Thür des Hauses hervor und blieb wie entsetzt stehen, als ihr Blick auf ihren Bruder und dessen Sclavin fiel.

„Sei guten Muths, Rosiana, vor Gott stehst Du mit den Weißen gleich!“ sagte Nelson und hob sanft die Hand empor, um das Mädchen aufstehen zu lassen, als ein heiseres Hüsteln seiner Schwester ihm deren Gegenwart verrieth, und er etwas betroffen sich nach ihr umwandte. Rosiana wurde bei dem Anblick der herzlosen Frau bleich, stand rasch auf und stellte den Stuhl für sie neben den Geistlichen hin.

„Ich störe wohl Deine Andacht, lieber Bruder?“ sagte Madam Hunter mit gezwungener Freundlichkeit und vor Bitterkeit bebenden Lippen, „ich wollte nur sehen, wie es Dir geht und Dir das Neueste des Ta=

ges mittheilen. Du kommst so wenig mit der Welt in Berührung, daß Du hinter der Zeit zurückbleibst. So eben ist in der Bürgerversammlung im Kapitolium beschlossen worden, ein Gesetz auszuwirken, wonach kein Farbiger mehr lesen lernen darf und ein jeder, der frei ist, sofort aus dem Lande gejagt wird. Das Gesetz wird in aller Eile in Kraft treten. Ein talentvoller junger Advocat hat den Leuten endlich die Augen aufgethan und ihnen bewiesen, daß es ein Verbrechen gegen den Staat, gegen den Bürger und den Sclaven ist, wenn man diesen, halb Affen, halb Menschen die Erziehung eines Weißen giebt.

Während dieser Rede hielt die eifernde Frau ihren stechenden Blick auf die Mulattin geheftet und diese war zurück gegen den Stamm einer Magnolie gewankt, denn sie fühlte, wie ihre Kräfte plötzlich schwanden, wie es florartig vor ihren Augen zitterte und wie ihre Füße sie kaum noch tragen wollten. Sie hielt sich an dem glänzend grauen Stamme fest und lehnte, die Augen schließend, ihre Stirn gegen den Baum.

„Die Verbrechen der Weißen gegen die farbigen Menschen sind allerdings groß, Schwester, und die Vergeltung dafür wird nicht ausbleiben,“ fiel der Pfarrer ein und sah die Frau mit einem ernsten, strafenden Blick an, „denke daran, Schwester, daß wir vor dem

Allmächtigen Alle gleich sind, schwarz oder weiß, seine Liebe, seine Gnade und Barmherzigkeit mißt er uns Allen mit gleichem übervollen Maße zu."

„Dann mußt Du den Orangoutang auch zu Deines Gleichen zählen; ich glaube, versuchen würdest Du es auch, ihm eine feine Erziehung zu geben!" erwiederte Madam Hunter mit großer Heftigkeit und wandte sich nach Rosiana um, die eben in das Haus hineinwankte.

„Höre, Schwester, schämst Du Dich nicht vor diesem edlen, wohlerzogenen, bescheidenen Kinde, fühlst Du nicht, daß Du in solchen Augenblicken auflodernder Gehässigkeit tief unter ihr stehst, und fällt es Dir gar nicht ein, daß Du Dich schwer an ihr versündigst, wenn Du sie mit Deinen giftigen Worten kränkst!"

„Dieses wohlerzogenen Kindes schäme ich mich allerdings oftmals, wenn ich die Leute darüber reden höre und sie, Deinen Namen dabei nennend, die Köpfe zusammen stecken. Es sind wahrlich recht ehrenvolle Vermuthungen, die man hier und dort in der Stadt mit anhören muß, weshalb Du diesem edlen, ungewöhnlich weißen Kinde Deiner Negerin eine so vortreffliche Erziehung gegeben hast."

Madam Hunter schien mit diesen Worten ihr Herz erleichtert zu haben, denn sie hielt plötzlich inne,

holte tief Athem, setzte sich bei dem Pfarrer nieder und sagte, indem sie seine Hand ergriff, mit milder theilnehmender Stimme:

„Sieh, lieber Bruder, es kann mir ja nicht gleichgültig sein, was die Leute über Dich reden und Du bist ja ihrem Urtheil als Geistlicher besondere Rücksicht schuldig. Aber nun, ganz abgesehen davon, sage mir, was wird aus dem Mädchen dereinst nach Deinem Tode werden? Frei geben kannst Du sie nicht, oder sie muß sofort Virginien verlassen; willst Du das Kapital, was sie werth ist, meinen Kindern einmal vorenthalten — stehen diese Dir nicht näher, als eine Mulattin?“

„Laß uns nicht weiter darüber reden, Schwester, Du weißt, unsere Ansichten bleiben verschieden. Ich werde vor Gott verantworten, was ich an dem Mädchen thue, und mich durch das Urtheil der Menschen nicht irre machen lassen. Wer kennt aber Rosiana? sie verläßt ja nur selten das Haus und dann geht sie bei Tage stets verschleiert.“

„Gerade dieses Geheimnißvolle und dann auch das, allerdings ganz hübsche Aeußere des Mädchens hat die Aufmerksamkeit der Leute auf sie gerichtet und, ich muß es Dir sagen, man nennt Dich ihren —“

„Schweig, Schwester, nicht ein Wort weiter, oder

Du betratest zum letzten Male dies Haus!" fiel ihr der Pfarrer mit, ihm nicht eigener Heftigkeit in die Rede, indem er ihr die Hand gebietend entgegenhielt und sich rasch aus dem Stuhl erhob. Gleich aber, als ob er sich seine Heftigkeit vorwerfe, fuhr er in mildem Tone fort:

„Mir zu Liebe, laß uns nie wieder ein Wort über Rosiana reden, denn es würde mir die Schwester und Dir den Bruder kosten. Wie geht es den Deinigen, was machen die Kinder?"

Madam Hunter that sich augenscheinlich Gewalt an, ruhig zu erscheinen, obgleich die Heftigkeit, womit sie an den Franzen ihres Shawls zupfte, ihre innere Aufregung verrieth.

„Gottlob," sagte sie, „sie sind Alle wohl, nur kann sich jetzt keine Familie häuslicher Ruhe rühmen, denn man darf ja seinen eigenen Sclaven nicht mehr trauen, man muß in jedem Augenblick befürchten, daß sie sich erheben und ein allgemeines Blutbad unter den Weißen anrichten. Das kommt von der Aufklärung und von zu großer Nachsicht."

„Das kommt von zu großer Härte und Grausamkeit. Genug von den Sclaven — wie man sich das Bett macht, so muß man darin schlafen."

„Ich muß gehen, es wird düster und man ist

kaum mehr sicher in den Straßen. Ich freue mich, daß es Dir so gut geht, lieber Bruder, Gott wird mein Gebet erhören und Dich bald wieder ganz herstellen. Wie sehne ich mich danach, Dich wieder auf der Kanzel zu sehen, die ganze Gemeinde wartet mit Verlangen darauf! Nun, gute Nacht, der Himmel sei mit Dir," sagte Madam Hunter, reichte ihrem Bruder zum Abschied die Hand und eilte durch das Haus und durch den Garten vor demselben in die staubige Straße hinaus.

III.

Die Nacht legte sich schnell über die Stadt und eine ungewohnte Ruhe herrschte in den Straßen. In den Häusern aber war größere Besorgniß eingekehrt, denn viele der Sclaven waren nicht nach Hause gekommen, und ihr Verschwinden versetzte ihre Herren in Unruhe und Angst.

Während der kurzen Dämmerzeit hoffte man immer noch auf ihre Rückkehr, als aber die Nacht vollständig hereingebrochen war, blieb es außer Zweifel, daß sie sich aus irgend einem Grunde absichtlich entfernt hielten. Die Nachbaren theilten sich einander ihre Besorgnisse über das Ausbleiben der Sclaven mit, und bald war die ganze Stadt in Alarm, denn man fand aus, daß viele Hunderte derselben vermißt wurden und war überzeugt, daß sie sich versammelt hatten, um gemeinschaftlich gegen die Weißen aufzutreten. Viele der Sclaveneigner machten bekannt, daß auch ihre Waffen aus ihren Häusern verschwunden seien, was

darauf schließen ließ, daß die Neger sich damit versehen hatten und die Aufregung und Bestürzung unter den Bewohnern Richmonds nahm mit jeder Stunde zu. Die Trommeln riefen die Miliz unter die Waffen, zwei Kanonen wurden auf den Platz vor das Kapitolium gefahren, die Häuser wurden verschlossen, die Thüren verrammelt, und alle Vorbereitungen, den Aufrührern einen blutigen Empfang zu geben, in größter Hast getroffen. Zugleich waren nach allen Richtungen Späher abgesandt, um womöglich den Sammelplatz der Neger auszumitteln und sie außerhalb der Stadt anzugreifen. Es schlug zehn Uhr und noch war keine weitere Kunde eingelaufen, als daß während des Tages sehr viele Neger von den Farmen und Plantagen aus dem Lande in und um Richmond gesehen worden waren, so daß man über die Zahl der Aufständischen gar keine Berechnung mehr machen konnte. Lange sollten jedoch die Einwohner der Stadt nicht in Zweifel darüber bleiben, denn plötzlich wurde nach verschiedenen Seiten hin ein Getöse, wie ferner Donner, laut, man hörte Gewehrfeuer, und aufsteigende Feuersäulen zeigten an, daß Häuser in den Außentheilen der Stadt in Brand gesteckt worden seien. Im Sturmschritt marschirte sogleich die Miliz getheilt nach den Richtungen hin, wo das Feuer den Angriff der Neger bezeichnete,

deren furchtbares Geschrei sich bald in den Straßen selbst hören ließ. Die Verwirrung war schrecklich. Hunderte von Weibern und Kindern flohen durch die nur spärlich beleuchteten Straßen und ihr Angstgeschrei, ihre Hülferufe mischten sich mit dem Gebrüll der heranstürmenden Negerhaufen, die in Banden von vielen Hunderten ihre Richtung nach dem Gefängnisse nahmen, wo der Mulatte Georg Stach verwahrt wurde.

In einer der Hauptstraßen, die sich an der Höhe unter dem Kapitolium herzog, drängten sich fünf bis sechs Hundert der Aufrührer heran, von denen die größere Zahl aus Kienspänen bereitete Fackeln über sich durch die Luft schwangen. Wie ein Haufen schwarzer Dämonen, von dem Feuer der Unterwelt beschienen, tobten die racheschäumenden Neger vorwärts, ihre rothen, wollenen Hemden glühten in dem Lichte der Fackeln, das blendende Weiß ihrer Augen und ihrer Zähne blitzte aus ihren schwarzen, wuthverzerrten Gesichtern hervor, blanke Aexte, lange Messer und Gewehre glänzten in dem hellen Feuerscheine und mit dem unmenschlichsten Geheul riefen die Sclaven ihren Unterdrückern Rache und Untergang entgegen. Im Vorüberziehen schleuderten sie links und rechts brennende Kienspäne auf die hölzernen Dächer der kleinern Häuser, die hier noch einzeln in der Straße standen und feuerten Schüsse

nach deren Fenstern. An ihrer Spitze sah man einen Mulatten von herkulischem Körperbau, eine blitzende Axt in der gewichtigen Rechten schwingend, während seine Linke vorwärts zeigte und er mit seiner Löwenstimme seine Brüder zu dem blutigen Rachewerke anfeuerte, das sie begonnen. Jetzt hatten sie den Theil der Straße erreicht, wo hohe Häuser sich nahe aneinander reihten und auf deren rothen Backsteinwänden sich das Fackellicht glühend spiegelte. Da wirbelte der erschütternde Trommelton der Miliz von dem anderen Ende der Straße her und im Sturmmarsch rückte sie in fest geschlossenen Reihen der zügellosen wilden Schaar entgegen. Kaum noch hundert Schritt von derselben entfernt, machten die Truppen Halt und erwarteten feuerfertig den Angriff. Der Anblick der bewaffneten Macht schien die Wuth der Sclaven noch zu steigern, mit einem donnerähnlichen Gebrüll stürzten sie, der riesige Mulatte voran, auf die Weißen zu, die sie bis auf halbe Schußweite herankommen ließen und dann Feuer gaben. Der wohlgerichtete Kugelregen streckte eine große Zahl der Angreifer zu Boden; wie wenn ein Wirbelwind in eine schwarze Wolke fährt, so stürzten die Sclaven durcheinander hin, doch der, Alles übertönende Ruf ihres Führers gab ihren Schritten die erste Richtung wieder. Von beiden Seiten aus den

Fenstern der Häuser blitzten Gewehrschüsse auf die Schwarzen hinab und eine zweite Ladung donnerte die Miliz unter sie, als sie in die Wolke des Pulverdampfes, die sich ihnen entgegenrollte, eindrangen und sich auf die Bajonette der Weißen stürzten.

Wie nach Blut dürstende Tiger, waren sie in die Reihen der Soldaten eingedrungen, die Fackeln waren erloschen und deren Feuerbrände glühten unter den Füßen der Stürmenden. Mann gegen Mann kämpfte jetzt der verworrene Knäuel mit der Axt, dem Messer, dem Bajonett und dem Kolben, wilde Flüche und Todesschreie mischten sich mit dem Klirren der Waffen, und der Pulverdampf der noch einzeln fallenden Schüsse mehrte die Dunkelheit so sehr, daß es kaum möglich war, Feind oder Freund zu unterscheiden. Plötzlich wirbelten abermals die Trommeln, und zwar in der Straße hinter den Negern, und eine neue Abtheilung Miliz eilte mit gefälltem Bajonett ihren Kameraden zu Hülfe. Es war zu spät für die Sclaven, die Flucht zu ergreifen, die Uebermacht der Weißen drängte sie von zwei Seiten und es blieb ihnen nichts übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Sie fochten wie die Hyänen, mit den Zähnen, wenn sie die Waffen nicht mehr gebrauchen konnten, und zerfleischten noch im Todeskampfe ihre Gegner mit den Nägeln.

Sie wurden Alle niedergemetzelt, und die Bewegung eines Gefallenen zog ihm noch einen Bajonettstich zu, so daß auch die Vielen, die sich auf die Erde niedergeworfen hatten, um todt zu erscheinen, nicht verschont wurden. Dabei rollte der Donner der Kanonen durch die Nacht, aus denen man mit Kartätschen einen anderen Negerhaufen niederschmetterte, der schon das Gefängniß erreicht hatte und den gefangenen Mulatten befreien wollte. Die Aufrührer, die den Waffen der Weißen zu entgehen im Stande waren, flohen unter dem Schutze der Dunkelheit und noch vor Mitternacht war die Sicherheit der Stadt hergestellt. Der Morgen kam und der neue Tag warf sein Licht auf mehr als siebenhundert Sclaven, die in ihrem Blute todt in den Straßen lagen, aber auch sehr viele Weiße hatten in dem Kampfe ihr Leben eingebüßt. Alle Neger, die sich in der Stadt befanden, worunter viele, die Theil an dem Kampfe genommen hatten, wurden jetzt aufgeboten, ihre gefallenen Brüder aus den Straßen fortzuschaffen und sie zu begraben.

Früh Morgens war der Galgen errichtet worden, an dem der Mulatte Stacy zum Tode befördert werden sollte und gegen zehn Uhr stellte sich die Miliz bei dessen Gefängniß auf, um ihn zu der Richtstätte zu begleiten. Ganz Richmond war in Bewegung und das

Gedränge der Volksmassen in den Straßen war so groß, daß der Wagen, auf dem der Verurtheilte saß, kaum vorwärts geschafft werden konnte. Nirgends ließ sich ein Farbiger sehen und selbst in den Häusern verkrochen sie sich zitternd vor den Blicken der Weißen.

Die Hinrichtung wurde ohne Störung vollzogen und dann versammelten sich abermals die Bürger im Kapitolium, um über die Maßregeln zu berathen, die man den Negerunruhen im Lande entgegensetzen wollte; denn von vielen Seiten waren Nachrichten eingelaufen, daß Sclaven ihre weißen Herrschaften ermordet hatten, und sich jetzt in zügellosen Banden in den Wäldern umhertrieben. Es wurden Streifcompagnieen errichtet, an die sich die weißen Landbewohner anschlossen und mit ihnen die flüchtigen Sclaven verfolgten und dieselben einfingen, oder, wenn sie Widerstand leisteten, niederschossen. Täglich hörte man von neuem Zusammentreffen mit den Aufrührern und die Zeitungen brachten die haarsträubendsten Artikel über Grausamkeiten, welche an Weißen, aber noch weit mehr an Farbigen verübt worden waren. In kurzer Zeit befanden sich Erstere aber wieder vollkommen im Besitz der Gewalt und die Sclaven beugten sich abermals in Ohnmacht und duldender Unterwürfigkeit unter das knechtende Joch, welches ihnen das Gesetz dieses Landes der Freiheit auflegte.

IV.

Der Strudel der Aufregung während des Negeraufstandes in Richmond, in den Lincoln mit fortgerissen wurde, hatte ein glühendes bezauberndes Bild in seiner Seele augenblicklich verbleichen lassen, welches jetzt, da der Sturm jener wilden Leidenschaften verweht war, wieder lebendig und begeisternd in seiner Erinnerung aufstieg. Es war das Bild jener reizenden Mädchengestalt, die er vor einigen Wochen Abends in der Apotheke gesehen und deren Wohnort er sich vergeblich bemüht hatte, ausfindig zu machen; es war das Bild der schönen Mulattin Rosiana. Sie stand vor ihm in ihrer zauberischen Lieblichkeit, wenn der Morgen den Schlaf von seinen Augenlidern verscheuchte, er sah sie auf dem Papier vor sich, wenn er am Arbeitstisch seine Gedanken für seine geschäftlichen Aufgaben zu sammeln suchte, sie begleitete ihn, wenn er Abends auf einsamem Pfade an den nahen, schroffen Bergabhängen hinwandelte und dem Rauschen der Wasserfälle in dem James-

fluß zu seinen Füßen lauschte, und sie umschwebte ihn als himmlische Lichtgestalt in seinen Träumen. Wo er ging, wo er stand, sah er sie vor sich, und so lieb, so theuer ihm auch das Andenken an sie war, so fühlte er doch sehr wohl, daß sie ihm seine gewohnte Ruhe geraubt hatte. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, um sie zu vergessen, denn sie aufzufinden, hatte er vollkommen aufgegeben und war überzeugt, daß sie nicht in der Stadt wohne, sondern nur zufällig sich an jenem Abend hier befunden hatte und wahrscheinlich eine Pflanzerstochter aus dem Lande sei. Das Vergessen war aber leichter gewollt, als gethan, jemehr er sie aus seinem Gedächtniß zurückstieß, desto lieblicher, desto seelenvoller schien sie ihn im Geiste anzusehn, vergebens wischte er sich tiefaufathmend über die Stirn, umsonst schalt er sich selbst einen Thoren, einen Narren und ohne Erfolg schritt er mit verschränkten Armen stundenlang in seinem Zimmer auf und ab, warf sich in das Sopha und schloß die Augen, oder lief in ein Trinkhaus und goß einige Gläser Wein hinunter. Das reizende Mädchen war und blieb vor seiner Seele, er mochte dagegen thun, was er wollte, und nicht allein seine näheren Freunde, sondern auch die übrige Tischgesellschaft in dem Powhattanhause bemerkte die große Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgegangen war

und sich in seinem ganzen Wesen äußerte. Während er bei Tisch sowohl, als namentlich Abends in dem gemeinsamen Gesellschaftszimmer die Unterhaltung stets geleitet und sein scharfes, bestimmtes, durch Nichts abgezogenes Urtheil derselben immer Geist und Leben gegeben hatte, saß er jetzt oft in Gedanken versunken da, gab, wenn man ihn suchte in das Gespräch zu ziehen, verworrene, gehaltlose Antworten und verließ oft ganz plötzlich das Zimmer, wie Jemand, der durch eine Aeußerung unangenehm berührt worden war.

Eines Abends, als die Sonne sich schon neigte, waren Thüren und Fenster in dem Parlour des Gasthauses geöffnet, um die frische erquickende Abendluft hereinzulassen und die Hausbewohner sammelten sich in demselben, um wie gewöhnlich noch vor dem Abendessen mit einander zu plaudern und sich die Erlebnisse und Neuigkeiten des Tages mitzutheilen. Die größere Zahl dieser Gäste waren ständige Boarders, oder Kostgänger, die entweder in der Stadt lebten und hier nur ihre Mahlzeiten einnahmen, oder die zugleich hier ihre Wohnung hatten. Sie waren durch das lange Zusammenleben und tägliche miteinander Verkehren, wie Glieder einer Familie untereinander bekannt und befreundet geworden und nahmen mehr oder weniger Antheil an ihrem gegenseitigen Geschick. Lincoln hatte für die

Dauer hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen und wurde bereits von allen übrigen Boarders als zum Hause gehörend betrachtet, was sich durch größere Vertraulichkeit, durch kleine Bemerkungen über sein Thun und Lassen, und hin und wieder durch harmlose Neckereien und Scherze kund gab. Er trat an diesem Abend in das Zimmer, als schon alle Hausgenossen versammelt waren, unter denen sich auch mehrere unverheirathete junge Damen befanden, die sich gleichfalls in dem Powhattanhause eingemiethet hatten. Lincoln wurde laut von allen Seiten begrüßt und zugleich im Scherze mit Vorwürfen über die Vernachlässigung empfangen, welcher er sich in letzterer Zeit gegen seine Hausfreunde schuldig gemacht hatte. Eine der jungen Damen, die in dem Sopha saß, nahm das Wort und sagte:

„Herr Lincoln, Sie sind des Verbrechens angeklagt, Ihre Freunde hier vernachlässigt zu haben, und man hat mich zur hohen Richterin erwählt, um ein Urtheil über Sie zu fällen. Ich fordere Sie auf, sich vor meinen Richterstuhl zu begeben und sich über die, gegen Sie erhobene Anklage zu rechtfertigen.“ Dabei sah das hübsche junge Mädchen im Kreise umher, als fordere sie die anwesenden Personen auf, ihrem Scherz beizutreten und sie dabei zu unterstützen.

„Ja, ja, rechtfertigen Sie sich, Lincoln“ riefen sie

von allen Seiten und eine andere junge Dame sprang zu ihm hin, nahm ihn bei der Hand und führte ihn vor das Sopha, indem sie sagte:

„Im Namen der Regierung des schönen Geschlechts, führe ich Sie vor die hohe Richterin, damit Sie den Grund angeben, weshalb Sie in letzter Zeit unsere Gesellschaft augenscheinlich gemieden haben und in den wenigen Augenblicken, die Sie uns gönnten, sich unaufmerksam, gleichgültig, zerstreut und geringschätzend gegen uns benehmen? Sie wissen wohl, daß wir, von der Schöpfung Bevorzugten uns nicht ungerächt in dieser Weise behandeln lassen.“

Lincoln, der sonst jeder Zeit gern auf einen Scherz einging, namentlich, wenn ihm die Gelegenheit geboten wurde, mit einer geistreichen Antwort zu glänzen, konnte kein passendes Wort finden, sagte, man könne ja nicht immer lachen, die Begebenheiten der letzteren Zeit seien zu ernst gewesen, um Späße zu machen, kurz man sah ihm an, daß es ihm unmöglich war, auf den Scherz einzugehen.

„Der Erfolg Ihrer Bemühungen während der Negerunruhen hat Sie stolz gemacht und Sie Ihren alten Freunden entzogen. Sie arbeiten wahrscheinlich ein Gesetz aus, wonach Alle Farbigen aus der Welt geschafft werden sollen,“ nahm einer der anwesenden

Herren das Wort. „Ich möchte Ihnen dabei aber doch die hübschen Quadronen und Mulattinnen ans Herz legen, damit Sie bei ihnen Gnade für Recht ergehen ließen.“

„Nun, ich weiß nicht, ob wir gerade damit einverstanden sein könnten,“ fiel die Dame im Sopha ein, „diese dunkeln Schönheiten haben Uns schon zu oft die Blicke unserer jungen Herren entzogen, ich stimme dafür, daß sie gerade zuerst fortgeschafft werden.“

„Das ist ein Vorwurf, Fräulein, der mich nicht trifft, ich habe noch niemals eine Farbige schön finden können,“ erwiederte Lincoln, ohne aus seiner ernsthaften Stimmung zu fallen.

„Er hat die Laufbahn des Staatsmannes betreten und arbeitet auf den dereinstigen Minister los. Dazu gehört eine ernsthafte Stimmung,“ sagte ein Anderer aus der Gesellschaft.

„Ihr wißt es alle nicht,“ rief Fehrmann, „ich lasse mich hängen, wenn er nicht verliebt ist. Die einsamen Promenaden, der wenige Appetit, das häufige Seufzen und die schwärmerischen unglücklichen Blicke deuten auf eine Herzensangelegenheit hin; er ist verliebt, gestehe es nur, Lincoln, vielleicht vergiebt es Dir Deine schöne Richterin, wenn sie hört, daß sie nicht der Gegenstand Deiner Leidenschaft ist.“

Dabei lachte Fehrmann hell auf, und die Anderen folgten seinem Beispiel; nur Lincoln lachte nicht, er warf dem Redner einen ärgerlichen Blick zu, wandte sich rasch nach der Thür um und verließ das Zimmer.

Er hatte in dem Corridor seinen Hut ergriffen, war in die Straße hinaus geeilt und schritt nun rasch vorwärts, ohne zu wissen, welche Richtung er einschlug. Die Bemerkung Fehrmanns war ihm unangenehm gewesen, weil sie die Wahrheit verrathen hatte, die er sich selbst ja zum Vorwurf machte. Die schöne Unbekannte war aber dadurch nur wieder um so lebhafter vor seiner Erinnerung erschienen und, wie im Kampfe mit ihr, wurden seine Schritte immer eiliger, als suche er sich ihrer Macht durch die Flucht zu entziehen. Er hatte den Weg nach dem Flusse eingeschlagen und erreichte dessen Ufer gerade, als die Sonne ihre letzten Strahlen auf die tausend Cascaden warf, die sich vor ihm in großer Breite bis zu dem jenseitigen fernen Ufer ausdehnten. Es war ein wunderbar schöner Anblick: Tobend und zischend schossen die pfeilschnellen Wogen an den unzähligen, aus dem Wasser hervorragenden Felsstücken empor und stürzten sich schäumend über dieselben hin, die Sonne blitzte, und spiegelte sich auf dem blendend weißen Gischt und der Wasserstaub wehte, wie ein Brillantregen über den Fluß. Zwischen

diesen Wasserfällen hin führte vom Ufer aus, wo Lincoln stand, ein schmaler Fußsteig, der sich nach der Mitte des Flusses hin ausbreitete und in einer umfangreichen, mit Gebüschgruppen und Bäumen bewachsenen Insel endete, die rundum von den brausenden Cascaden umgeben war. Vom Ufer aus hatten die Bewohner Richmonds die Verbindung mit der eigentlichen Insel durch kleine Brücken, von einem Felsstück auf das andere hergestellt und so den Fußsteig geschaffen. So viele Reize und Schönheit die Insel mit ihren schattigen Plätzen, ihren üppigen, prächtigen Pflanzen und Blumen, ihren herrlichen Bäumen und majestätischen, wildgeformten Felsstücken aber auch bot, so wurde dieselbe doch nur sehr selten besucht und Lincoln selbst hatte sie noch niemals betreten. Einige Minuten stand er in bewundernder Anschauung vor dem zauberhaften Bilde und folgte dann dem Fußsteig, um die Insel selbst in Augenschein zu nehmen. Bald hatte er sie erreicht, es theilten sich hier die Wege zwischen dem riesenhaften Gestein, und er folgte dem einen, langsam vorwärtsschreitend, bis er das andere Ende der Insel erreicht hatte, wo unmittelbar an ihrem Ufer die Wogen sich über einen mächtigen Felsblock stürzten und einen prachtvollen Wasserfall bildeten. Lincoln lehnte sich an einen Baumstamm, der über das schäumende Wasser hing

und schaute, in Gedanken verloren, in die tobende Fluth, als eine Bewegung seitwärts von ihm seinen Blick auf sich zog. In nicht großer Entfernung hatte sich eine weibliche Gestalt an dem Ufer niedergebeugt und pflückte Blumen aus den, über das Wasser hängenden Pflanzen. Lincoln sah überrascht nach ihr hin, konnte aber nur wenig von ihrer Gestalt erkennen, da sie sich tief hinabgebeugt hatte und ihr Kopf durch emporragendes Gestein seinem Blick entzogen wurde. Sie war in Schwarz gekleidet und ihre Außenlinien hoben sich scharf von dem fliegenden Wasserstaub der Cascaden ab, auf dem die scheidende Sonne mit den glühendsten Farben einen prachtvollen Regenbogen über ihr spannte. Lincoln war, wie gesagt, überrascht und hielt regungslos seine Blicke auf die Fremde geheftet; plötzlich richtete sie sich auf — war es möglich — war es Wahrheit, oder nur das Bild seiner Phantasie? — es war dieselbe reizende Engelsgestalt, die nun schon seit Wochen Tag und Nacht vor seiner Seele geschwebt und ihn in rastloser Aufregung gehalten hatte. Er stand athemlos und bebend da, und schaute auf die schöne Fremde, die ihm jetzt, von dem Regenbogen überwölbt, wie eine hehre Lichterscheinung aus einer schönern Welt vorkam. Sie sah ihn nicht, sie hielt das schwarz umlockte Haupt gesenkt und ihre dunkel überschatteten Augen auf ihre kleinen

zarten Hände gerichtet, in denen sie die Blumen ordnete und zum Strauß zusammenband. Der letzte Sonnenblick war verschwunden und das dunkle Carmin des Abendhimmels gab den Hintergrund zu dem Zauberbilde, welches den jungen Mann mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Platz fesselte.

Jetzt erhob Rosiana ihre großen Augen, denn diese war es, die vor Lincoln stand, sie begegnete dessen glühendem, sehnsüchtigen Blick und, sichtbarlich erschrocken, that sie einen Schritt zurück, zog rasch den schwarzen Schleier, der über ihren schweren Haarflechten befestigt war und über ihren Nacken hing, vor ihr Gesicht, drückte ihn mit dem Blumenstrauß gegen ihre Brust und schlug eiligen Schrittes den Rückweg nach dem Ufer des Flusses ein. Lincoln sah sie durch die Felsen und Büsche gleiten, sah sie vor seinem Blicke verschwinden und stand noch immer, wie festgebannt, auf demselben Platz. Plötzlich aber, als ob der Zauber gebrochen sei, stürzte er ihr nach. Sie hatte einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, er sah sie schon das Ufer besteigen und in sichtbarlich eiligstem Schritte, ohne sich umzusehen, der Stadt zueilen, als er den schmalen Fußsteig erreichte. Jetzt war es mit dem Zögern, mit der Unentschlossenheit vorbei, dießmal wollte er wissen, wer sie war, er wollte ihr folgen und ginge

es bis an das Ende der Welt. In fliegendem Laufe stürmte er über die Felsen hin, an dem Ufer hinan und auf der Straße hinter ihr her, bis er sie bis auf fünfzig Schritte erreicht hatte. Er bemerkte es deutlich, daß sie ihn kommen hörte, denn sie strengte sich an, ihre Schritte noch mehr zu beeilen. Sie konnte ihm nun nicht mehr entgehen und näher wollte er ihr nicht kommen, um nicht zudringlich zu erscheinen; er hielt gleichen Schritt mit ihr. Bald hatten sie die ersten Häuser erreicht, Rosiana bog in die nächste Straße ein, folgte derselben eine Zeit lang, augenscheinlich durch den Tritt Lincolns mehr und mehr beunruhigt, und wählte dann eine andere und wieder eine andere und zwar in widersprechenden Richtungen. Plötzlich aber sprang sie durch ein offenes Thor in einen Hof, eilte dann durch eine Einzäunung in einen Garten und verschwand hinter dem, in demselben stehenden Hause. Lincoln war vor dem Hofthor stehen geblieben, unentschlossen was er thun solle. War dies Haus die Wohnung der Unbekannten, so konnte er leicht erfahren, wer sie war, wohnte sie nicht hier, so mußte sie wieder herauskommen, und dies abzuwarten, war Lincoln entschlossen und sollte er bis Mitternacht hier stehen. Er dachte aber nicht, daß aus dem Garten hinter dem Hause ein Weg in eine andere Straße führe, auf welchem

Rosiana davon geflohen war und bald darauf ihre eigene Wohnung erreicht hatte. Die Dämmerung war schnell geschwunden und die Nacht hatte sich schon lange über die Stadt ausgebreitet, als Lincoln immer noch an dem Thorpfeiler stand, und harrend nach dem Hause schaute. Endlich öffnete sich dessen Thür, ein Neger trat aus derselben hervor und schritt zu dem Thore hin, um dasselbe zu schließen. Lincoln redete ihn freundlich an und fragte nach der jungen Dame, die am Abend sich nach dem Hause begeben habe, ob sie dort wohne und wer sie sei. Der Neger aber versicherte ihn, daß eine solche Dame sich nicht in jenem Hause aufhalte und auch an diesem Abend nicht darin gewesen sei, da er sie sicher sonst gesehen haben müsse. Er half ihm auch bald aus dem Traum, indem er ihm mittheilte, daß ein Weg durch den Garten in die nächste Straße führe, und daß er vermuthe, die Dame habe diesen kürzeren Weg wahrscheinlich benutzt, um schneller nach Hause zu gelangen! Dann verneigte sich der Sclave ehrerbietig und schloß das Thor, während Lincoln unbeweglich stehen blieb und trostlos auf den geschlossenen Eingang blickte.

Das unerwartete romantisch-geheimnißvolle Wiedersehen, das abermalige spurlose Verschwinden des reizenden Mädchens hatten seinen schon aufgeregten Geist in

einen Fieberzustand versetzt, der ihm augenblicklich alle Willenskraft, allen Entschluß raubte. Er fühlte sehr wohl, daß es eine Thorheit sei, sich so ohne allen triftigen Grund einer Leidenschaft für ein, ihm vollständig unbekanntes Mädchen hinzugeben, von der er gar nicht wußte, ob ihre geistigen Eigenschaften seine ungezügelten Gefühle für sie rechtfertigen würden; aber was fragt die jugendliche Liebe wohl nach Gründen und wann hat sie wohl der Worte der längeren Bekanntschaft bedurft, um zwei Herzen für einander zu entzünden! Sie schlägt ein, wie der Blitz aus heiterem Himmel, sie kommt, wie der Dieb in der Nacht, sie schleicht sich in den Traum des Menschen und sitzt ihm glühend im Herzen, wenn er erwacht, ein einziger Blick reicht hin, um das unauslöschliche Feuer zu erzeugen, und wer ist wohl jemals stark genug gewesen, solcher Liebe zu widerstehen und sie durch Vernunftgründe wieder aus seinem Herzen zu verjagen! Je stärker diese sich geltend machen, je gewaltsamer die Liebe durch sie bedrängt wird, desto fester klammert sie sich in dem schwachen Menschenherzen und um so glühender läßt sie ihre Flammen in ihm auflodern.

Auch in das reine, unschuldige, unerfahrene Herz der schönen Rosiana war ein Funke dieses Feuers gefallen, der zwar nur erst leise glühte, den sie aber

fühlte, wenn sie auch die verzehrende Gluth nicht kannte, zu der er sich zu entwickeln vermochte.

Der Blick Lincolns war ihr nicht entgangen, als sie an jenem Abend die Apotheke verließ, er war ihr bis in das Herz gedrungen und seitdem konnte sie nicht an den fremden schwarzgelockten jungen Mann denken, ohne es im Herzen zu fühlen, wie sein Blick sie an jenem Abend berührt hatte. Es war kein Schmerzgefühl, es war aber ein Gefühl, welches ihr jedesmal durch alle Nerven zuckte und ein, ihr fremdes unnennbares Sehnen in ihrer Brust erzeugte, dem sie keinen Namen zu geben im Stande war. Sie dachte oft und immer mehr an den jungen Unbekannten, so daß bald jenes Gefühl in der Brust sie beinahe fortwährend begleitete. Auch, als sie an dem Ufer saß und über der schäumenden Fluth die Blumen pflückte, hatte sie an ihn gedacht und ihn deutlich vor ihrer Seele gesehen, umsomehr erschrak sie, als er dann wirklich vor ihr stand. Sie war geflohen, als ob sie etwas Unrechtes begangen hätte, und doch würde sie unter denselben Verhältnissen vor keinem andern Mann die Flucht ergriffen haben. Er hatte sie wieder mit demselben Blick angeschaut, nur viel stärker hatte sie denselben diesmal im Herzen gefühlt. Athemlos erreichte sie das Haus des Pfarrers Nelson, und eilte lautlosen Trittes

auf ihr Zimmer. Warum sie so leise auftrat, wußte sie selbst nicht, sie ging aber gleich an das Fenster und blickte durch das Düster des Abends nach der Straße vor dem Hause, um sicher zu sein, daß der Fremde ihre Spur nicht ausgefunden habe. Es war schon vollständig Nacht geworden, Rosiana stand noch immer hinter dem Fenster, und sah in die Dunkelheit hinaus, als hoffe sie dennoch unter den Vorübergehenden den jungen Mann zu erkennen; denn daß er nach ihr suchen würde, das hatte ihr sein Blick gesagt und die Hartnäckigkeit, womit er sie verfolgte.

„Mein Gott, bist Du hier, Rosiana?“ sagte ihre Mutter, plötzlich in das dunkle Zimmer tretend. „Der Herr hat schon zweimal nach Dir gefragt, wir haben Dich gar nicht kommen hören. Gehe hinunter, vielleicht hat Herr Nelson Etwas für Dich zu thun.“

„Ich komme gleich, Mutter“, antwortete Rosiana überrascht, legte die Blumen auf den Tisch, warf ihr Tuch und den Schleier in den Stuhl, und eilte aus dem Zimmer die Treppe hinab, indem sie sich mit beiden Händen über die Wangen strich, als wolle sie die Röthe, die sie darauf brennen fühlte, hinwegwischen.

„Warest Du denn auf Deinem Zimmer, Rosiana?“ fragte sie der Geistliche, als sie eintrat, „Du mußt

sehr ruhig gesessen haben, sonst hätte ich dich wohl über mir gehört."

„Ich war schon zu Hause, Herr, ehe es dunkel wurde und dann habe ich am Fenster gesessen, die Luft war so frisch und kühlend", entgegnete Rosiana halb verlegen.

„So warst Du ausgegangen, das wußte ich gar nicht."

„Ich bin auf der Insel im Flusse gewesen und habe mir einige Blumen gesucht; Du weißt, Herr, wie schön man solche dort findet."

„Ja ich weiß es; dort ist es prächtig, wenn die Sonne untergeht und dann wird man auch nicht von den Menschen gestört; es besucht sonst Niemand die Insel. Ich habe hier einige Bücher für Dich von Philadelphia bekommen, die wollte ich Dir nur geben. Nimm sie mit Dir auf Dein Zimmer. Wenn jemand Fremdes ins Haus kommt, liebe Rosiana, so lasse es nicht sehen, daß Du liesest; mir zu Liebe, gutes Kind, die Menschen sind zu bös!"

Bei diesen Worten nahm der Geistliche ein Packet von dem Tisch neben sich und reichte es der Mulattin hin, die es ihm mit bebenden Händen abnahm, seine Hand ergriff und sie an ihre Lippen preßte. Die Worte des Dankes, die sie hervorbrachte, wurden durch

ihr Schluchzen unterbrochen. Morna, ihre Mutter, rief sie jetzt in das Speisezimmer zum Abendbrod, denn der Geistliche durfte, der Vorurtheile der Welt wegen, ihr nicht gestatten, mit ihm an einem Tische zu essen. Nochmals dankte Rosiana ihrem Herrn und Wohlthäter, und folgte dann ihrer Mutter. Es war ihr aber nicht möglich, Etwas zu essen, sie nahm nur ein Glas Milch zu sich, ergriff ein Licht und begab sich dann auf ihr Zimmer, wo sie die Bücher auf ihren Tisch niederlegte. Der Anblick der Blumen, die ihr dort wieder in die Augen fielen, trocknete schnell ihre Thränen, sie nahm sie vom Tisch auf, hob sie an ihre Lippen und sank in den Stuhl am offenen Fenster nieder. Sie dachte an den jungen Fremden, und an seine großen dunkeln Augen. Dabei schaute sie in die Nacht hinaus und sah mit tiefen Athemzügen zu dem sternbesäeten Himmel auf. Der Unbekannte war ein weißer Mann, und sie war ein farbiges Mädchen; dieser Gedanke trennte sie von ihm, wie ein bodenloser Abgrund zwischen zwei Welten. Es war so schwül, so warm im Zimmer, sie nahm das leichte Tuch von ihrem Nacken, ließ die Blumen mit ihrer Rechten in den Schooß sinken, und neigte ihren Kopf, auf ihren linken Arm gelegt, über die Fensterbank, so daß die

Nachtluft mit ihren hinaushängenden Locken spielte. Rosiana weinte bitterlich.

Lincoln saß um diese Zeit auch am offenen Fenster in seinem Zimmer und sah noch zu den Sternen auf, als es schon Mitternacht vorüber war. Er dachte an die reizende Unbekannte, und sann, und sann, auf welche Weise er ihre Wohnung wohl ausfindig machen könnte, denn daß sie hier in der Stadt lebte, darüber hatte er keinen Zweifel mehr. Unbegreiflich blieb es ihm aber, daß Keiner von allen Denen, die er gefragt hatte, eine solche junge Dame, wie er sie beschrieb, kennen wollte. Er beschloß, den westlichen Theil von Richmond, wo er sie heute Abend verloren hatte, Tag für Tag nach allen Richtungen hin zu durchwandern, und namentlich jeden Abend wieder auf die Insel zu gehen, bis der Zufall ihm das Mädchen wieder zuführen würde. Dann aber wollte er sie sicher anreden und sie nicht eher wieder verlassen, bis er wisse, wer sie sei.

V.

Das neue Gesetz gegen die Freiheit aller Farbigen, so wie gegen jede Aufklärung derselben, wurde in diesen Tagen in der Gesetzgebung von Virginien berathen, und die Verhandlungen darüber erregten insbesondere das lebhafteste Interesse der Einwohnerschaft von Richmond.

Lincolns Thätigkeit wurde sehr in Anspruch genommen, da er die erste Veranlassung zu obigen Berathungen gegeben hatte, und wenn er auch dabei nicht selbst mitwirken konnte, so machte er doch seine Ansichten bei den Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers geltend, und suchte sie dafür zu stimmen. Dies geschah nun in den Zeiten, wo keine Sitzung stattfand, besonders in den Trinkhäusern, auf den Promenaden und in den Straßen. Alles hatte sein Augenmerk auf den talentvollen jungen Advokaten gerichtet, und wo er sich sehen ließ, sammelte sich das Volk um ihn und veranlaßte ihn, den Gegenstand zu besprechen. Das Gesetz

erschien dann auch wirklich, wonach kein freier Farbiger mehr im Staate verweilen und keinem, frei oder Sclave, gestattet werden durfte, lesen zu lernen, es wurde mit einstimmigem Jubel begrüßt, und Lincoln gab man den Beinamen „die Negerpeitsche". Wenn nun dieser Titel auch gerade kein sehr schmeichelhafter war, so wurde er doch als solcher angesehen, und selbst Lincoln war es nicht unangenehm, ihn zu hören, da er eine Anerkennung seiner Verdienste um die öffentliche Sicherheit darin erkannte.

Mit der Gunst, die er in der Meinung des Volkes sich erworben hatte, hob sich aber auch sein Geschäft schnell, und von allen Seiten wurde er als Advokat gesucht und verwandt. Er hatte sich in dem unteren Theile der Stadt, dem, wo das Geschäft herrschte, eine kleine Office, oder Geschäftslocal, gemiethet, welches in einer Stube gleicher Erde bestand, deren Thüre nach der Straße hinaus führte, hatte dieselbe mit einem Schreibtisch und zwei Stühlen möblirt, und außerhalb neben der Thür auf die Mauer ein großes schwarzes Schild angebracht, auf dem sein Name mit goldenen Buchstaben geschrieben stand. Hier war er nun meist immer von Morgens acht Uhr bis Mittags drei Uhr in voller Arbeit zu finden, zu welcher Zeit er sich nach dem Powattamhause zu Tisch begab, und oft ging er

noch nach dem Abendessen wieder hierher zurück, um noch spät in die Nacht hinein bei der Lampe zu arbeiten, während alle andere Geschäftslocale geschlossen waren, und Jedermann sich der Erholung hingab. Trotzdem aber blieb er seinem gefaßten Beschlusse treu, wanderte jeden Morgen vor dem Frühstück durch den westlichen Theil der Stadt und begab sich jeden Abend nach dem Mittagsessen auf die Insel im Flusse, wo er bis nach Sonnenuntergang verweilte. Seine Freunde in dem Gasthause hatten es bereits aufgegeben, ihm Vorwürfe über seinen auffallend verminderten Verkehr mit ihnen zu machen, und Fehrmann und Franval mußten ihn in seinem Geschäftslokal aufsuchen, wenn sie nicht ganz auf seine Gesellschaft verzichten wollten; denn bei den Mahlzeiten in dem Hôtel hielt er sich nie mehr länger auf, als nöthig war, dieselbe einzunehmen.

So waren einige Wochen verstrichen und Rosiana hatte die Insel noch nicht wieder besucht. Auch hatte sie Lincoln eben so wenig wiedergesehen, als er sie. Es zog sie aber täglich mehr mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt nach der Insel hin, und so bestimmt sie sich auch jeden Morgen vornahm, es nicht zu thun, so war es ihr an jedem Abend, wenn sie die Sonne untergehen sah, doch kaum möglich, ihrer Sehnsucht danach zu widerstehen.

Nach einem sehr heißen Tage, an welchem ihr bei allen ihren Beschäftigungen die Insel beinahe nicht aus dem Gedächtniß gekommen war, ging sie, als die Sonne sich neigte, auf ihr Zimmer und blieb, in Gedanken versunken, am Fenster vor ihrem Arbeitstisch stehen. Man sah es ihr an, daß sie mit sich selbst um Etwas im Kampfe war und nicht zu einem Entschluß kommen konnte. Wiederholt hatte sie nach der Sonne hingeblickt, die sich jetzt hinter einem blühenden Granatbaum verbarg. Plötzlich verließ Rosiana den Tisch, nahm aus der Kommode ein Tuch und den Schleier hervor und schritt damit auf den Spiegel zu, der an der Fensterwand hing. Auf halbem Wege aber blieb sie einige Augenblicke stehen, als hielt sie sich selbst gewaltsam zurück, wandte sich dann rasch wieder zur Kommode und legte das Tuch und den Schleier wieder hinein. Sie ging nun abermals an den Tisch, nahm eine Näharbeit aus demselben hervor und setzte sich in dem Stuhl am Fenster nieder. Nicht lange aber hatte sie gearbeitet, als sie abermals zum Fenster hinaussah und die Sonne ihr durch die Laubmasse des Granatbaums entgegenblitzte. Einen Augenblick ließ sie ihre Arbeit in den Schooß sinken, dann warf sie dieselbe auf den Tisch, sprang rasch auf, holte das Tuch und den Schleier aus der Kommode, befestigte mit zitternder

Hand diesen mit einer silbernen Nadel in ihrem Haar, warf noch einen Blick in den Spiegel und eilte, sich in das Tuch hüllend, aus dem Zimmer und aus dem Hause. Mit raschem schwebenden Schritt folgte sie der Straße, die den Berg hinab nach dem Flusse führte und hatte in kurzer Zeit dessen Ufer da erreicht, wo der Fußpfad nach der Insel leitete. Sie blieb einen Augenblick, wie zögernd, stehen, sah an dem Flusse hinauf und hinab, blickte sich noch einmal um, und betrat nun entschlossen den Fußsteig. Die Sonne war bereits versunken und der Himmel spiegelte sich in brennender Gluth auf den brausenden Wogen des Flusses. Rosiana zog den Schleier dichter zusammen und glitt zwischen den Felsen hin und her über die Insel, demselben Platze zu, wo sie vorigesmal die Blumen gepflückt hatte. Spähenden Auges trat sie jetzt zwischen dem hohen Gestein hervor, und ihr Blick fiel auf das Felsstück, neben welchem sie damals den jungen Mann gesehen hatte. Dort stand er wieder, sie erschrak heftig und ihre Glieder bebten, obgleich sie auf dem ganzen Wege ihn in Gedanken dort hatte stehen sehen. Noch hatte er sie nicht bemerkt, noch war es Zeit, umzukehren, es waren aber nur noch wenige Schritte bis zu dem Ufer, wo sie die Blumen gepflückt hatte, dort konnte sie sich hinter dem Gestein verbergen. Sie beeilte

ihren Gang, sah abermals nach dem Fremden hin, aber jetzt, — jetzt hatte er sie gesehen — als ob er vom Blitz getroffen wäre, so fuhr er zusammen, wahrhaftig, er kam auf sie zu. Rosiana sah nach der anderen Richtung hin und that mit bebenden Füßen die wenigen Schritte bis zu dem Ufer, wo sie sich schnell niederbeugte und ihre Hand nach einer Blume ausstreckte.

„Lassen Sie mich die Blumen für Sie sammeln, Fräulein, Sie werden mich durch diese Huld unaussprechlich glücklich machen", sagte Lincoln mit bittender, schüchterner Stimme, indem er dicht hinter Rosiana trat und sich halb zu ihr niederbeugte. Rosiana fuhr nicht zusammen, denn sie wußte es ja, daß er hinter sie getreten war, sie sah sich aber auch nicht nach ihm um, sondern neigte sich noch mehr in die Blumen und stützte sich auf ihre kleine Hand; sie gab ihm keine Antwort. Sie fühlte, daß sie zitterte, es wäre ihr im Augenblick nicht möglich gewesen, aufzustehen, das Gras, auf dem sie kniete, schien sich mit ihr zu drehen und es sauste ihr verwirrend vor den Ohren.

„Nennen Sie meine Bitte nicht unverschämt, Fräulein, und sollte sie, oder überhaupt meine Gegenwart Ihnen unangenehm sein, so will ich mich wieder entfernen. Ich habe nun schon wochenlang, jeden Abend, hier auf diesen Augenblick gewartet, von dem

ich fühle, daß er mein ganzes Lebensglück entscheiden wird. Sein Sie barmherzig, Fräulein, lassen Sie mich die Blumen für Sie sammeln."

Diese Worte sprach Lincoln noch bittender, noch flehender und man hörte deutlich an seiner Stimme, daß er tief bewegt war.

„Ich will es Ihnen gern erlauben, mein Herr", antwortete Rosiana mit bebender Stimme, indem sie sich aufrichtete und mit gesenktem Haupte einige Schritte seitwärts trat, als wolle sie Lincoln den Platz bei den Blumen freigeben.

„Ich danke Ihnen aus tiefster Seele, Fräulein, Sie würden mich sehr unglücklich gemacht haben, hätten Sie mir meine Bitte abgeschlagen," sagte Lincoln und warf sich dann schnell am Ufer auf seine Kniee nieder, um die, tief über dem Wasser hängenden prächtigsten Blumen zu erreichen. Rosiana stand schweigend neben ihm und blickte, wie in einen Traum versunken, auf ihn nieder, sie hielt ihre Hand fest auf ihr Herz gepreßt, als wolle sie dessen rasche Schläge dämpfen und drückte zugleich den dichten schwarzen Schleier, der vor ihrem Antlitz herab hing, gegen die Brust.

Lincoln brach tief unten am Ufer die schönsten Blumen, legte sie, ohne sich umzusehen, neben sich in das Gras und strich seine glänzend schwarzen Locken

zurück, die beim Niederbeugen über die schäumende Fluth des Wasserfalles hinab hingen. Beide schienen den Augenblick gern noch zurückzuhalten, in dem sie ihren Gefühlen, ihren Gedanken wieder Worte geben sollten, Beiden schien die eingetretene Pause wohl zu thun, und beider Verlegenheit war es willkommen, ihre Blicke von einander abwenden zu können. Jetzt hatte Lincoln abermals eine Hand voll Blumen gepflückt, er nahm die bereits im Grase liegenden gleichfalls auf, wandte sich auf dem Knie liegend nach Rosiana um und hielt ihr den Strauß schweigend, aber mit einem Blick entgegen, der ihr deutlich sagte, was in seinem Herzen vorging.

Rosiana fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß, die eingetretene Dämmerung und der Schleier waren ihr Trost, sie setzte ihren kleinen Fuß zögernd dem jungen Mann um einen Schritt näher, streckte ihre schöne Hand nach den Blumen aus, ein Luftzug warf den Schleier von ihrem Antlitz zurück, und Lincoln schaute ihr nun offen in die großen, prächtigen Augen.

Das glühende Carmin des dunkelnden Abendhimmels warf seinen Widerschein auf Rosiana's wunderbar schöne Gestalt und verwandelte den Anflug von Gelb ihrer zarten Haut in einen Hauch von Rosa. Wie ein Engel des Abends stand sie, von den schwar-

zen Felsen und der dunkeln schäumenden Fluth umgeben, vor Lincoln, der staunend, wie von einem Zauber umfangen, zu ihr aufsah und für einige Augenblicke keine Worte finden konnte. Aber beider Blicke drangen gegenseitig tief in ihre Herzen, und was ihre Lippen nicht aussprachen, hatten sich ihre Seelen einander gesagt.

„Dank, ewigen Dank, Fräulein, für die Erfüllung meiner Bitte, womit habe ich solche Wonne, solche Seligkeit verdient!“ rief Lincoln nun im Uebermaße seines Glücks, indem er sich aufrichtete und die Hand auf sein Herz legte.

„Ich muß gehen, es ist schon spät!“ sagte Rosiana mit halblauter Stimme.

„Darf ich Ihnen die Blumen tragen?“ bat Lincoln.

„Nur bis an das Ufer, nicht weiter. Sie dürfen mir nicht folgen, wenn Sie mir wirklich dankbar sind.“

„Soll ich nur in den Himmel gesehen haben, um ihn wieder zu verlieren und der Verzweiflung überlassen zu werden?“ sagte Lincoln flehend, „o, nennen Sie mir wenigstens ihren Namen, schönes Mädchen, sagen Sie mir, wer Ihr Vater ist, mein Leben hängt davon ab!“

Rosiana preßte beide Hände gegen ihre Brust,

es fuhr wie ein Dolchstoß durch ihr Herz und ihr Athem stockte.

„Nein — nein — den kann ich Ihnen nicht nennen — mein Herr,“ sagte sie mit halb erstickter Stimme, und schlug die Augen nieder.

„Sie kennen meine Gefühle nicht, Fräulein, mein Lebensglück liegt in Ihrer Hand; seien Sie barmherzig! ich bin Ihres Vertrauens werth, und werde es rechtfertigen.“

„Jetzt nicht — Sie dürfen mir nicht folgen, das versprechen Sie mir!“ sagte Rosiana bittend und sah flehend zu Lincoln auf.

„Werde ich Sie denn wiedersehen?“

„Wenn Sie mir versprechen, daß Sie nicht nach meinem Namen forschen wollen, ja.“

„So sagen Sie wenigstens, wie ich Sie nennen soll, himmlisches Mädchen, die Heiligen, die Engel haben doch Namen.“

„Nennen Sie mich Rosiana, das ist mein Name. Ich muß aber gehen, es wird düster, leben Sie wohl,“ sagte die Mulattin und wandte sich dem Rückweg zu.

„Bis an das Ufer haben Sie mir es vergönnt, in Ihrer beseligenden Nähe zu bleiben, nehmen Sie es nicht zurück,“ flehte Lincoln und trat an ihre Seite.

„So lassen Sie uns eilen,“ antwortete Rosiana

und glitt nun schnellen Schrittes über die Insel hin, während Lincoln an ihrer Seite blieb.

„Glauben Sie sicher, daß ich die Minuten zähle, bis ich Sie wiedersehe, theure Rosiana!“ sagte Lincoln im eiligen Vorwärtsschreiten, „wird mir der nächste Sonnenuntergang meinen Himmel wieder öffnen?“

„Ich kann es nicht versprechen, ob ich Morgen wieder kommen werde,“ antwortete Rosiana vor sich hinblickend.

„Ohne Sie, süße Rosiana, ist das Leben mir eine Qual; lassen Sie mich bald wieder in Ihre Himmelsaugen schauen.“

„Sobald ich kann, ich verspreche es Ihnen. Da sind wir aber am Ufer. Jetzt müssen wir scheiden. Darf ich um die Blumen bitten?“ sagte Rosiana, indem sie stehen blieb und nahm Lincoln den Strauß ab.

„So geben Sie mir eine davon zurück, sie soll mir zeigen, ob Sie meiner gedenken. Wenn die Blume im frischen Wasser welkt, und ich habe Sie noch nicht wiedergesehen, so werde ich denken, daß Sie mich vergessen haben.“

„Das werde ich nicht, wenn auch die Blume welken sollte, ehe wir uns wiedersehen. Leben Sie wohl,“ sagte Rosiana, zog eine Blume aus dem Strauß hervor, und reichte sie Lincoln hin.

„Das ist das „Maidensheart“ (Mädchens Herz), darf ich mir denken, daß es Rosiana's Herz ist?“ fragte Lincoln, indem er ihre Hand erfaßte.

„Gute Nacht,“ erwiederte Rosiana mit einem seelenvollen Blick, Lincoln preßte einen glühenden Kuß auf ihre Hand und im nächsten Augenblick stand er allein auf dem Ufer und sah der davon schwebenden Gestalt des schönen Mädchens nach, sah, wie sie bald darauf die Häuser erreichte, und dann zwischen denselben verschwand.

Ohne sich umzusehen, durcheilte Rosiana die Straßen, ihre Schritte schienen mit den Schlägen ihres Herzens zu wetteifern, es war ihr so voll, so beklommen in der Brust, und der Funke, der schon seit dem ersten Zusammentreffen mit Lincoln in ihrem Herzen geglüht hatte, war zur lodernden Flamme angefacht. Vergebens warf sie den Schleier von ihrem Antlitz zurück und ließ die Nachtluft um ihre Wangen spielen, vergebens holte sie tief Athem und fächelte sich mit den Blumen Kühlung zu, die Luft schien ihr heute Abend unerträglich warm und drückend. Bald hatte sie ihre Wohnung erreicht und wollte schnell auf ihr Zimmer eilen, als die Stimme des Pfarrers sie an der Treppe zurückhielt und sie vor die hintere Thür des Hauses rief. Dort saß der alte Mann auf seinem Lieblings-

platz unter den Magnolien und ließ sich von dem Blüthenduft des Gartens umwehen.

„Hast Du Dir wieder Blumen von der Insel geholt, Rosiana?“ fragte er sie, als sie bebend aus der Thür hervortrat.

„Ja, Herr, schöne Blumen,“ antwortete sie mit Beklommenheit und hielt ihm den großen Strauß hin. Der Geistliche nahm mit der einen Hand die Blumen, mit der anderen erfaßte er Rosiana's Hand und sagte:

„Deine Hand zittert ja, Rosiana, ist Dir etwas Unangenehmes auf dem Wege begegnet?“

„O, nein, Herr, gar Nichts, es ist so warm und ich bin rasch gegangen, der Berg ist so steil,“ erwiederte die Sclavin und zog ihre Hand zurück, da sie fühlte, daß sie heftig zitterte.

„Du bist in letzter Zeit weniger sorglos, weniger froh und heiter gewesen, Rosiana,“ fuhr der Geistliche fort, „nur zu wohl kenne ich die Ursache Deines Ernstes, Deines Kummers. Die Hand Gottes ruht schwer auf Dir und Deinen farbigen Brüdern und Schwestern! Ergebung, demüthiges Beugen unter den Willen des Herrn allein kann und wird Dich trösten und aufrichten, er sendet dem Menschen die Prüfungen zu seinem Besten, wenn wir auch die Weisheit und Gnade seiner Fügungen nicht verstehen können. Oft habe ich mir

Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Dir Deine Erziehung gab, immer habe ich aber bald meinen Irrthum eingesehen und mich davon überzeugt, daß ich Recht handelte. Der vom Unglück belastete Mensch kann sich über das Schicksal erheben, wenn er es klar erkennt, und kann sich in sich selbst durch ein reines, edles Bewußtsein im eigenen Busen einen Himmel schaffen; der, welcher nur das Unglück fühlt, wird wie das Thier, in ohnmächtiger Hingebung von ihm erdrückt. Deine Bildung gab Dir das Gefühl für Alles Schöne und Edele und in Deinem Herzen wirst Du Dir dadurch jenes Glück schaffen, welches Dir die weißen Menschen absprechen: Das Bewußtsein, Gott wohlgefällig und ähnlich zu sein. Auf ihn allein, liebe Rosiana, kann ich Dich verweisen, er wird Dir beistehen und Dir Kraft genug verleihen, die Prüfungen, die er über Dich verhängt, mit Geduld und Demuth zu tragen und wird Dich dereinst für Deine Leiden in dieser Welt um so viel näher seinem himmlischen Throne stellen. Lasse Dich deshalb nicht von Deinem harten Geschick niederbeugen und erkenne es an, daß Du so viel glücklicher bist, als Tausende Deiner ungebildeten Brüder und Schwestern, die von den weißen Menschen hart an die Seite des Thieres gestellt sind. Und dann baue auch auf mich, Rosiana, ich werde, so weit mir der Allmächtige

die Macht dazu giebt, für Dich sorgen; Deine Seele habe ich gepflegt, Deine Haut zu bleichen, hat mir der Herr nicht erlaubt."

Hier schwieg der Pfarrer, drückte aber innig die Hand der Mulattin, als wollte er damit tröstend ihr lautes Schluchzen beantworten. Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Nun 'gehe in das Haus, Morna wird das Abendbrod für Dich bereit halten und dann lege Dich mit Gott zur Ruhe und lasse mich Morgen wieder Dein heiteres freundliches Lächeln sehen. Gute Nacht, liebe Rosiana."

Die Mulattin küßte die Hand des Geistlichen und ging mit ihren Blumen und mit den, in ihrer Seele laut wiederhallenden Worten ihres Wohlthäters auf ihr Zimmer. Sie dankte ihrer Mutter für das angebotene Abendbrod und sank wieder am offenen Fenster in den Stuhl, um den Sternen ihre Seligkeit, ihre Verzweiflung zu offenbaren.

Ihr junger Freund hielt sie für ein weißes Mädchen, darüber hatte sie die vollste Gewißheit; daß er sie liebte, innig liebte, war ebenso sicher; liebte er sie aber nur unter der Bedingung, daß kein farbiges Blut in ihren Adern floß, und war es ein Unrecht, daß sie ihn in seinem Irrthum ließ? Sie wußte, sie konnte nie

die Seine werden, weil das Gesetz der weißen Menschen es verbot; welches Gesetz der Welt aber konnte zweien Herzen verbieten, einander anzugehören! Er hatte ihr gesagt, daß ihm das Leben ohne sie eine Qual wäre, sie selbst fühlte es deutlich, daß sie ohne ihn nicht mehr leben möchte; war es nun recht, wenn sie durch das Bekenntniß ihrer Abkunft sie Beide unglücklich machte, oder war es besser, wenn sie ihr Beider Glück so lange als möglich erhielt? Er hatte ihr ja versprochen, daß er nicht nach ihrem Namen forschen wollte, und das hielt er sicher, das konnte man in seinen treuen Augen lesen; sie hatte ihm ja auch nicht gesagt, daß sie weiß sei, und er war ihr gut geworden, so wie sie war, weiß oder gelb; sie hatte ihn nicht aufgesucht, sie hatte ihn ja nicht veranlaßt, ihr gut zu sein, und jetzt, nachdem auch sie ihm gut war, jetzt konnte sie ihn nicht wieder meiden, und wenn es ihr das Leben gekostet hätte! Er war so lieb, so bescheiden, so offen, so schön, er hatte sie seinen Engel, seinen Himmel genannt, und nun sollte sie ihn von sich stoßen, — sollte sie ihn elend machen — nimmermehr! Konnte ihre Liebe ihn wirklich beglücken, dann sollte er wahrlich glücklich werden, das war die Beantwortung der vielen Fragen, die Rosiana's Herz stürmisch bedrängten, und sie fühlte, daß sie mit diesem Beschluß kein Unrecht beging.

Ihr Arm ruhte auf der Fensterbank, die Blumen lagen in ihrem Schooße, ihre Wangen gab sie der kühlenden Nachtluft hin und in ihren dunkeln Gazellenaugen spiegelten sich die funkelnden Sterne über ihr. Die Nacht war dunkel, die leuchtenden Insekten schwebten wie feurige Wolken über dem Garten und ein Spottvogel sang in dem Granatbaum sein süßes melancholisches Liebeslied. Auch in Rosiana's Seele war es dunkel, nur glühend und leuchtend schwebte ihr das geliebte Bild ihres jungen Freundes vor und die Melodieen des nächtlichen Sängers hallten wohlthuend und besänftigend in ihrem unruhig schlagenden Herzen wieder. Sie bemerkte es nicht, daß die Nacht dahin eilte, und der bleiche Schimmer des nahenden Tages zeigte sich schon über den fernen Gebirgen, als Rosiana das Fenster verließ und auf ihr Lager sank.

Auch Lincoln verbrachte die Nacht ohne Schlaf, er war zu glücklich, zu selig, als daß er sein Glück im Schlafe hätte einen Augenblick der Vergessenheit übergeben können. Rosiana war seine erste Liebe, und er fühlte, daß diese und sein Herz gleiche Lebensdauer haben würden. Morgen wollte er sich ihr erklären, sie sollte bald seine Gattin werden, es stand ja nichts ihrem Glück entgegen, er hatte sein gutes Brod, um eine Frau zu ernähren, er stand in Achtung und Ehren, so daß

sich kein Mädchen in der Stadt seines Namens zu schämen brauchte, und daß sie ihn liebte, das wußte er ja. Warum aber wollte sie ihm ihren Namen nicht sagen? Der Gedanke quälte ihn, obgleich er sich nicht denken konnte, daß wirklich ein Grund vorhanden sei, ein Geheimniß daraus zu machen. Es war sicher nur Schüchternheit und ein Gefühl von Unrecht, mit einem ihr unbekannten jungen Manne ein Verhältniß eingegangen zu haben, was sie abhielt, ihren Namen zu nennen. Wer sie auch sein mochte, Lincoln war fest entschlossen, sie zu seiner Frau zu machen, denn daß sie dessen würdig sei, das hatte er in ihrer Seele gelesen.

Der Tag zog heiter und prächtig am Himmel auf und Lincoln begrüßte ihn mit hochschlagendem Herzen, es war der Tag, der ihm sein ganzes Lebensglück sichern sollte. Noch lag Alles in dem Gasthaus in tiefem Schlaf, als Lincoln dasselbe verließ und in die Straße trat. Er mußte hinaus in die freie Natur, sein Herz war so voll, so überglücklich, er hätte die ganze Welt umarmen mögen und ihr sein Glück verkünden. Er eilte durch die Stadt dem Flusse zu und stand bald auf demselben Platze, wo er für Rosiana die Blumen gepflückt hatte. Alles um ihn her war schöner, als er es jemals gesehen hatte; die Pflanzen und Blüthen waren frischer und prächtiger, die aufsteigende Sonne

spielte blitzender auf den Thautropfen, die an den Blättern hingen, die Wogen stürzten sich lustiger über die schwarzen ernsten Felsen und die Vögel sangen lieblicher und jubelnder in den Morgen hinein. Im Herzen Lincoln's war ein Festtag erschienen und er öffnete die Pforten seiner Seele weit, um ihn ganz einzulassen.

Als die Glocke im Powhattan-Hause zum Frühstück rief, hatte Lincoln die Höhe der Stadt wieder erreicht und eilte nach dem Speisesaal des Gasthauses, wo er schon alle seine Hausgenossen versammelt fand. Sein Morgengruß war heute so ungewöhnlich heiter und freundlich, daß Alle verwundert nach ihm aufschauten.

„Mein Gott, Herr Lincoln, die Sonne zeigt sich ja wieder auf Ihrer Stirn," sagte eine der jungen Damen am Tisch, indem sie freundlich seinen Gruß erwiederte.

„Die Wolken auf der Ihrigen hatten sie meinem Blicke entzogen, schönes Fräulein," erwiederte er lächelnd mit einer Verbeugung.

„Aber wirklich, es muß Ihnen etwas sehr Angenehmes widerfahren sein, denn so heiter haben wir Ihr Gesicht lange nicht gesehen," nahm einer der Herren das Wort.

„Seine Liebe hat ihn erhört, Nichts weiter, man

kann es in seinen Augen lesen. Ich habe es ja immer gesagt, Du wärest verliebt, und ich habe Recht gehabt,“ sagte Fehrmann lachend.

„Du hast auch Recht gehabt, und hast auch im Augenblick wieder Recht, bist Du nun zufrieden?“

„Vollständig, und ich wünsche Dir, daß Dein Glück von recht langer Dauer sein möge. Mädchenliebe und Aprilwetter!“ rief Fehrmann abermals auflachend.

„Von Wetter und Mädchenliebe giebt es sehr viele Arten, Herr Fehrmann, der Aprilsnarr freilich kennt nur eine davon,“ erwiederte die junge Dame, die zuerst Lincoln angeredet hatte.

Fehrmann schoß das Blut ins Gesicht, und mit einem zornigen Blick wandte er sich nach der Rednerin um, seine Antwort erstarb aber auf seinen Lippen und das allgemeine Gelächter zwang ihn, in dasselbe einzustimmen, wollte er es nicht noch mehr gegen sich anfachen.

Trotz seiner auffallend heitern Laune aber hielt sich Lincoln doch nicht länger bei seinen Freunden auf, als nöthig war, sein Frühstück einzunehmen; mit einem halb triumphirenden Lächeln, welches deutlich verrieth, daß er im Besitze eines ihn beseligenden Geheimnisses war, grüßte er die Tischgesellschaft und eilte nach seinem

Geschäftslokal. Die Arbeit flog ihm heute von der Feder, er hätte heute zehn Fragen auf einmal lösen können und würde doch noch einen Gedanken für Rosiana übrig gehabt haben. Es kam ihm vor, als arbeite er jetzt schon für das geliebte Mädchen, die nun bald seine Frau werden sollte. Er dachte sich, wie er künftig während des ganzen Tages fleißig sein würde, um dann zu Hause von seinem süßen Weibe mit offenen Armen empfangen und durch ihre Liebe für seine Arbeit belohnt zu werden. Der Tag neigte sich und etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang warf Lincoln die Feder auf den Schreibtisch, denn jetzt wollte es mit der Arbeit nicht mehr gehen, der Gedanke an Rosiana hatte alle andern verschlungen. Er stand, mit Genugthuung auf den Schreibtisch blickend, auf, trat, mit den Händen in den Rocktaschen, in die Thür und blickte in der Straße hinauf und hinunter. Dort unten im Westen standen schwere Wolken am Himmel. Wie Jedermann in der Stadt, hatte auch Lincoln seit Wochen schon mit Sehnsucht auf das Erscheinen von Wolken an dem ewig blauen Aether gehofft, denn die Gluth der Atmosphäre mehrte sich von Tag zu Tag, und der feine Staub, der die Luft schwängerte, wurde dem Athmen immer lästiger. Heute aber machte der Anblick des aufsteigenden Gewölkes keinen angenehmen Eindruck auf Lincoln und er

hielt mit Besorgniß seine Blicke auf dasselbe geheftet. Links und rechts von ihm waren die Geschäftsleute gleichfalls vor ihre Thüren getreten, schauten mit Wohlgefallen nach den Wolken hin und riefen sich gegenseitig die Hoffnung zu, daß dieselben noch vor einbrechender Nacht ihre erquickenden belebenden Fluthen über die sonndurchglühte Stadt ausgießen würden. Lincoln hörte es mit Widerwillen an und suchte sich selbst zu beweisen, daß es nur leichtes vorüberziehendes Gewölk sei. Er hatte wohl eine halbe Stunde gestanden, immer in der Hoffnung, daß der blaue Himmel sich wieder unter dem Gewölk zeigen möchte, doch es kam immer schwerer, immer schwärzer herauf.

Nach der Insel mußte er aber gehen und wenn es Kieselsteine geregnet hätte. Er nahm seinen Hut, seinen Regenschirm, verschloß seine Thür und begab sich auf den Weg.

„Wohin, Herr Lincoln, fürchten Sie sich nicht vor Regen?" rief ihm sein nächster Nachbar zu.

„Sie wollen doch die Stadt nicht verlassen, Herr Lincoln? Es dauert keine viertel Stunde mehr, so bricht das Gewitter los; nehmen Sie sich in acht, daß es Sie nicht erwischt," rief ein Anderer ihm aus seiner Thür zu, denn alle Bewohner der Straße sahen aus den Häusern hervor und schauten mit Verlangen nach

dem aufsteigenden Gewölk. Lincoln aber rief Ihnen zu, daß es sich zertheilen werde und beeilte nur um so mehr seine Schritte.

Er konnte sich allerdings denken, ja er war überzeugt, daß Rosiana bei so drohendem Wetter nicht ausgehen würde, dennoch wollte er nicht verfehlen an Ort und Stelle zu sein, mochte es kommen wie es wollte. Bald hatte er den Fußsteig erreicht und wandte sich auf ihm der Insel zu, als die ersten schweren Regentropfen fielen. Das Gewölk bedeckte schon weit über ihn hinaus den Himmel und die schwarzen Wolken rollten sich wie im Kampfe übereinander hin. Er hatte es aber schon mehrmals erlebt, daß solche schwere Gewitter sich dennoch vertheilt hatten und rasch von einem heftigen Winde verjagt worden waren, darum schritt er schnell vorwärts und befand sich bald an dem Ziel seiner Wanderung. Natürlich war Rosiana nicht da, wie er es ja auch nicht anders erwartet hatte, dennoch war es ihm ein wohlthuendes Gefühl, jetzt hier zu stehen, denn er war überzeugt, daß die Geliebte in Gedanken sich hier bei ihm befand.

Ein Blitz zuckte in diesem Augenblicke blendend am schwarzen Himmel hin und ein so furchtbarer Donnerschlag erschütterte die Erde, daß Lincoln unwillkürlich zusammenfuhr. Zugleich kam der Sturm brausend über

den Fluß gezogen und thürmte die Wogen hoch vor sich auf. In wenigen Augenblicken hatte derselbe die Insel erreicht und strich pfeifend durch das Gestein, so daß die alten Bäume in ihren Wurzeln stöhnten und die jüngeren sich mit ihren Häuptern vor ihm zur Erde neigten. Lincoln sprang hinter ein mächtiges Felsstück, um der Wuth des Orkans zu entgehen und spannte dann, sich niedersetzend, seinen Regenschirm auf, denn jetzt brachen die Wolken, und die Fluthen strömten vom Himmel herab. Es wurde mit jeder Secunde düsterer, Blitz auf Blitz und Donner auf Donner raste es über die Erde, und der Schaum der Wasserfälle trieb in fliegenden Massen über die Insel. Dabei heulte und tobte der Sturm, das Felsstück, hinter welchem Lincoln sich verbarg, schien ihm zu wanken und zu seinem Schrecken bemerkte er, daß das Wasser die Insel zu überfluthen begann und sich rasch um ihn sammelte. Vielleicht war es noch Zeit das Festland zu erreichen. Mit dieser Hoffnung sprang er hinter dem Felsen hervor, warf sich gegen den Sturm und kämpfte mit allen Kräften gegen ihn an zwischen dem Gestein hin, um auf den Fußsteig zu gelangen. Mit jedem Schritte aber wurde das Wasser tiefer und reißender, bald reichte es ihm bis an den Leib und nun erkannte er, daß von dem Fußpfad Nichts mehr zu sehen war. Seine einzige

Rettung bestand jetzt darin, das höchste Felsstück zu erklimmen und dort auszuharren. Nur mit großer Anstrengung kehrte er zu dem höheren Theil der Insel zurück, suchte, durch die fliegenden Fluthen spähend, einen Felsblock zu erkennen, dem er sich anvertrauen dürfte, und es gelang ihm, sich mit Hülfe des Griffes an seinem Regenschirm auf denselben hinaufzuschwingen. Kaum war es aber möglich, sich auf dessen kleiner Oberfläche zu erhalten, und er mußte sich platt niederlegen, um nicht von dem Sturm herabgerissen zu werden. Mit Entsetzen sah er, daß auf allen Seiten die Wogen pfeilschnell an ihm vorüber schossen, und daß von der ganzen Insel nur noch die einzelnen höchsten Felsstücke und die Bäume aus ihnen hervorragten. Die Finsterniß nahm rasch zu, und bald lag schwarze Nacht über dem tobenden wüthenden Elemente, in der Lincoln nur noch den weißen Gischt zu erkennen vermochte, der in seiner Nähe an den Felsen hinaufschoß. Der Sturm wandte sich mehr und mehr gegen die Strömung und immer höher und näher zu Lincolns Rettungsplatz stieg das Wasser an dem Gestein auf. Nur noch ein Fuß Höhe trennte ihn von den, unter ihm durchbrausenden Wogen, und schon warfen sie, sich an dem Felsen brechend, ihren Schaum über ihn hin. Die Steinfläche, auf der er sich befand, bot ihm kaum

Raum genug, darauf zu liegen, und nirgends fand er einen Haltpunkt, um sich daran festzuklammern.

Durchnäßt und kalt lag er regungslos da und starrte in die schwarze Finsterniß hinaus, die nur für Augenblicke von dem glühenden Licht der Blitze verdrängt wurde. Dann erkannte Lincoln die weite dahinjagende Wasserfläche, die roth beleuchteten Felsenspitzen und die schweren Wolken, die über ihn hintrieben und im nächsten Moment war das Schreckensbild wieder von der Nacht verschlungen. Es mußte schon weit nach Mitternacht sein, als der Sturm nachließ, die Wolken sich theilten und die Sterne hier und dort zwischen ihnen hervorblickten. Es waren Hoffnungssterne für Lincoln und mit dankerfülltem Blicke sah er flehend zu ihnen auf. Er beobachtete nun mit größter Aufmerksamkeit die Wasserlinie unter sich an dem Stein, die nur noch einen halben Fuß von seinem Körper entfernt war. Gottlob, sie hob sich nicht mehr und nach einiger Zeit bemerkte er sogar, daß sie sich wieder senkte. Da zeigte sich der erste bleiche Schimmer des Tages und Lincolns Hoffnung wuchs mit dem Zunehmen des Lichtes, denn, daß die ungewöhnliche Höhe des Flusses und das Verschwinden der Insel bald viele Neugierige an das Ufer bringen würde, konnte er nicht bezweifeln. Wie er dachte, so geschah es, kaum war es vollkommen Tag

geworden, als Leute aus der Stadt kamen und sich dem Flusse näherten; Lincoln spannte schnell seinen Regenschirm auf und hob ihn winkend hoch über sich in die Luft. Sofort erkannte er unter den Neugierigen am Lande, daß er von ihnen bemerkt wurde, ja er hörte trotz dem Brausen des Stromes ihre Stimmen und sah, wie Mehrere von ihnen nach der Stadt zurückliefen. Ehe eine halbe Stunde verfloß, hatten sich viele Hunderte am Ufer eingefunden, und jetzt gewahrte Lincoln, daß man ein großes Boot auf einem Wagen herangefahren brachte. Es wurde ins Wasser gelassen, viele Männer, mit Rudern und Stangen bewaffnet, stiegen hinein und nun ging es von Baum zu Baum, von Fels zu Fels auf Lincoln zu. In dem Boote befanden sich auch seine Freunde Franval und Fehrmann. Ersterer stand an der Spitze des Schiffes, zog es bald mit dem eisernen Haken einer langen Stange an einen Baum oder Felsen heran, bald stieß er es mit ungewöhnlicher Kraft von ihnen zurück, um es vor Umschlagen zu bewahren und jetzt rief er Lincoln bei Namen und verkündete ihm jubelnd Rettung. Mit entsetzlicher Anstrengung wurde das Schiff glücklich zu dem Felsen geführt, auf dem Lincoln lag, dieser war aber so sehr aller Bewegung beraubt, daß seine Freunde ihn in das Boot heben mußten, wo er ohnmächtig niedersank. Mit

demselben Aufwand von Kräften arbeiteten sich die verwegenen Schiffer wieder durch die reißende Strömung zurück und landeten glücklich am Ufer. Franval trug seinen Freund in einen seiner harrenden Wagen und eilte mit ihm nach dem Powhattanhause, um ihn dort zu pflegen und wo möglich die bösen Folgen seines Abentheuers von ihm abzuwenden.

Das Ereigniß ging schnell von Mund zu Mund, es war der Gegenstand aller Unterhaltung in der Stadt und in der Abendzeitung erschien schon ein langer Artikel darüber, worin große Freude über die Rettung dieses hoffnungsvollen, so sehr um das Wohl der Stadt verdient gewordenen jungen Mannes ausgesprochen wurde.

Gegen Abend saß der Pfarrer Nelson unter den Magnolien hinter seinem Hause und erfreute sich an dem frischen Grün, welches der heftige Regen in vergangener Nacht über seinen Garten ausgegossen hatte. Die Luft war rein und kühl und die Sonne schien wohlthuend und erquickend. Rosiana trat zu ihm aus dem Hause und reichte ihm die Zeitung, die so eben gebracht worden war.

„Setze Dich ein wenig zu mir, Rosiana, die frische Luft wird auch Dir gut thun,“ sagte er zu der Mulattin, indem er ihr die Zeitung abnahm.

Rosiana folgte seinem Wink, sie ließ sich in dem

Stuhl neben ihm nieder, und hielt, während der Geistliche in der Zeitung las, ihre Augen auf die Sonne gerichtet. Sie dachte an Lincoln und an die Insel, von der sie nicht wußte, daß sie von dem Wasser verschlungen war. Gestern Abend hatte das schreckliche Wetter es unmöglich gemacht, dorthin zu gehen und sicher war Lincoln auch nicht dort gewesen; aber der heutige Abend war ruhig und mild und Rosiana wollte ihrem Versprechen, sobald es ihr möglich sei, wieder auf die Insel zu kommen, nicht untreu werden. Es war noch nicht Zeit, zu gehen, doch war der Sonnenuntergang auch nicht mehr sehr fern; bald sah sie nach dem sinkenden Gestirn, bald auf den Geistlichen, der heute, wie es schien, die Zeitung von Anfang bis zu Ende genau durchlesen wollte, denn er war immer noch auf der ersten Seite.

„Ei, ei, der Regen und Sturm gestern Abend hat ja den Fluß ganz ungewöhnlich angeschwemmt," sagte Nelson, indem er zu Rosiana aufblickte. „Deine schönen Blumen werden sehr gelitten haben; denke Dir, die Insel ist ja ganz unter Wasser gesetzt. Und leicht hätte es auch ein Menschenleben kosten können, denn ein junger Mann, ein Advocat, Namens Lincoln, wurde heute Morgen auf einem der höchsten Felsen liegend bemerkt und nur mit großer Mühe von dort gerettet.

Der junge Mann wird hier in der Zeitung sehr gepriesen und man wünscht der Stadt Glück, daß ihn die Vorsehung erhalten hat. Wie mag der aber auf den Felsen gekommen sein? Bei dem Wetter auf die Insel zu gehen!"

Der Pfarrer hatte seine Blicke während dieser Worte wieder auf die Zeitung geheftet und las darin weiter, sonst wäre ihm sicher die auffallende Veränderung in Rosiana's Erscheinung nicht entgangen; denn das letzte Roth von ihren Wangen und Lippen war verschwunden, sie hatte ihre bebenden Hände gefaltet in ihren Schooß sinken lassen und auf ihren schönen Zügen hatte sich Schreck und Angst deutlich ausgeprägt; sie sah zum Himmel auf wie eine Betende, und zwischen ihren langen Wimpern glänzte eine Thräne.

„Ich habe es schon einmal erlebt, daß die Insel überschwemmt wurde," fuhr Nelson nach einer Weile fort, indem er das Blatt auf seine Kniee sinken ließ. „Ein Sturm gegen den Strom bei so schwerem Regen war, wie gestern, auch damals die Veranlassung, doch verläuft das Wasser schnell wieder, und ich bin überzeugt, daß bereits die Insel wieder frei ist. Freilich wird man nun nicht auf dieselbe gelangen können, denn die kleinen Stege, die auf dem Fußsteig von Stein zu Stein gelegt waren, sind gewiß fortgerissen."

Rosiana schwieg und blickte vor sich nieder und es trat eine Pause ein, während welcher der Geistliche die Mulattin mitleidig betrachtete und dann mit Theilnahme zu ihr sagte:

„Komm, Rosiana, gieb Dich nicht immer Deinen trüben Betrachtungen hin, Du verbitterst Dir dadurch Dein Leben, und mir ist Deine ernste Stimmung immer eine Art von Vorwurf. Sei zufrieden und sei wieder froh, wie früher, mir zu Liebe; Gott wird Dich nicht verlassen."

„Nein, nein, guter Herr, es soll ja kein Vorwurf sein, wenn ich manchmal ernst bin. Ich kenne ja kein anderes Gefühl gegen Dich, meinen Wohlthäter, als das des innigsten, heißesten Dankes. Vergieb mir, Du sollst mich auch nicht wieder traurig sehen!" sagte Rosiana heftig bewegt und erfaßte des Pfarrers Hand, während sie mit Thränen in den Augen lächelnd zu ihm aufsah.

Auch dieser schien tief ergriffen, drückte der Mulattin die Hand und sagte nach einer kurzen Pause:

„Das Gesetz ist wirklich gegeben, wonach keine freien Farbigen im Staate verweilen dürfen, es soll Dir aber keinen Nachtheil bringen, denn so lange ich lebe, brauchst Du nicht dem Gesetze nach frei zu sein, da Du es ja in der That bist und ich werde dafür

sorgen, daß Du nach meinem Tode von Niemandem abhängig sein wirst, dann magst Du dies Land verlassen und Dir eine andere Heimath wählen, in der die Menschenrechte mehr geschützt sind, als in diesem Staate. Deshalb beruhige Dich über Deine Zukunft und vertraue auf Gott."

Rosiana küßte die Hände ihres Wohlthäters und dankte ihm mit den Thränen, die ihr die Worte erstickten.

Die Sonne war versunken, als der Pfarrer sich in's Haus begab und Rosiana nahm die Zeitung mit auf ihr Zimmer, um dort den Artikel über den jungen Advocaten Lincoln selbst zu lesen, denn, daß dieser der Freund ihres Herzens sei, davon war sie überzeugt. Sie las den Aufsatz und las ihn wieder, während das Blatt in ihrer Hand immer mehr zitterte. Lincoln war also sein Name — er war ihretwegen, trotz des Unwetters, auf die Insel gegangen, obgleich er ja doch hatte voraussetzen müssen, daß sie nicht kommen würde, nein, nicht kommen könnte, daß es rein unmöglich für sie gewesen war, sich hinzubegeben; und doch war er dort gewesen und das Wasser hatte ihn überrascht. Wie leicht hätte er um's Leben kommen können — vielleicht war er krank geworden, denn er war ja in einer entsetzlichen Lage gewesen! Tausend Gedanken, tausend

Besorgnisse durchkreuzten Rosiana's Seele und sie verbrachte eine rastlose lange Nacht. Am andern Morgen aber, als die Sonne aufgestiegen war, hielt es sie im Hause nicht länger, sie warf Tuch und Schleier über und eilte zu dem Flusse hinab, um zu sehen, in welchem Zustande die Insel sei. Sie hatte eben die letzten Häuser erreicht und wollte um dieselben hervor nach dem Strome gehen, als sie Lincoln gewahrte, der, von zwei Negern gefolgt, an dem Ufer hinschritt. Der eine der Neger führte schwere hölzerne Bretter auf einem Schiebkarren und der andere trug eine Axt und eine Holzsäge. Rosiana fuhr zurück und blieb hinter der Hausecke stehen, von wo sie, ohne gesehen zu werden, dem geliebten Freund mit ihren Blicken folgen konnte. Der freudige Schreck, der sie beim Anblick desselben getroffen, hatte ihr das Blut so plötzlich nach dem Herzen gedrängt, daß es bald seine Schläge aussetzte, bald wieder um so stürmischer pochte. „Gottlob, er ist gesund!" sagte Rosiana leise zu sich selbst und hing mit freudigem Blick an seiner schönen männlichen Gestalt. Wie leicht und wie festen Trittes schritt er dahin — wie glänzte sein schwarzes Lockenhaar in dem heißen Sonnenschein und wie dunkel sahen seine großen schönen Augen unter dem breitrandigen Strohhut hervor! Wohin mochte er wohl gehen wollen und was

sollten die Neger wohl für ihn arbeiten? Jetzt hatte er den Fußsteig erreicht, der auf die Insel führte, die schon wieder ganz von Wasser frei war; er hielt an, er sprach zu den Negern, diese nahmen etliche der Bohlen von dem Schiebkarren und folgten Lincoln auf den Fußsteig. Nun wußte Rosiana, was ihn hierherführte: er wollte den Fußpfad wieder für sie herstellen, damit sie auf die Insel gelangen könne, er dachte an sie; ach, daß sie es ihm hätte sagen können, daß sie in seiner Nähe war und auch an ihn dachte, innig und herzlich! Jetzt verschwand er mit den Negern zwischen dem Gestein, Rosiana warf noch einen Blick auf den Fleck, wo sie ihn zuletzt geschaut und wandte sich dann eilig nach ihrer Wohnung zurück. Heute Abend sollte er sie sicher wiedersehen. Beiden war noch niemals ein Tag so lang vorgekommen, und Beiden hatte die tropische Sonnengluth noch nie so erträglich geschienen; sie trocknete ja den Weg, der sie wieder zusammenführen sollte. Endlich neigte sich die Sonne, die Schatten wurden länger, der Abendwind zog kühlend über das Land und die Blumen öffneten ihre Kelche wieder.

Lincoln hatte zuerst die Insel erreicht und stand mit banger zweifelnder Sehnsucht im Herzen auf demselben Platz, wo ihm Rosiana den ersten Hoffnungsstrahl für ihre Gegenliebe in's Herz gegossen hatte.

Sollte sie aber auch ihres Versprechens eingedenk sein und kommen, und sollte sie es überhaupt wohl versuchen, ob der Fußsteig den Zugang zu der Insel noch gewähre, oder sollte sie sich mit dem Gedanken zufrieden stellen, daß der Pfad durch die Fluth zerstört sei? Wenn sie ihn wirklich liebte, dachte Lincoln, so ging sie sicher wenigstens bis an den Fluß, um sich selbst davon zu überzeugen und dann kam es ihm auch vor, als müsse sie es voraussetzen, daß er den Weg sofort wieder herstellen, oder allerwenigstens ihrer bei Sonnenuntergang am Ufer warten würde. Die Liebe hat ja ihre eigenen unsichtbaren Boten, die von Herzen zu Herzen eilen, die Hoffnungen, Wünsche, Grüße und Seufzer herüber und hinüber tragen und liebende Seelen durch ungemessene Welträume zusammenführen!

Lincoln fühlte es deutlich, Rosiana würde kommen, und alle Besorgnisse, alle Zweifel scheiterten an dieser inneren Stimme. Bald sah er nach der Sonne, wie sie in ihr Gluthbett hinabstieg und mit ihren letzten Blicken auf den schäumenden Wogen des Stromes bis an die Insel heranblitzte, bald richtete er seine verlangenden Blicke zwischen den Felsen hin dem Ufer zu, als könne seine Sehnsucht die Geliebte herbeiziehen. Die Sonne war versunken, der Himmel glühte in seinen prächtigsten Farben, der Abendstern, der traute Freund

der Liebe, glänzte und funkelte und die Dämmerung verkündete auf zitternden Schwingen die nahende Nacht.

Da bewegte es sich dem Ufer zu, eine Frauengestalt schwebte auf dem Fußsteig der Insel entgegen, sie war's, die Heißersehnte, Lincoln's Herz sagte es ihm mit lautem stürmischen Pochen. Noch wenige Augenblicke, und er hielt die Hand des geliebten Mädchens in der seinen.

Weder Lincoln noch Rosiana hatten Worte, die Gefühle für einander, die während ihrer Trennung beider Herzen so übermächtig bewegt hatten, überwältigten sie in dem heißersehnten Augenblick des Wiedersehens; Lincoln fühlte, wie Rosiana's Hand bebte, er blickte fragend und bittend in ihre großen dunkeln Augen, dort stand Genehmigung, seelenvolle Hingebung geschrieben, er zog das schöne Mädchen an sich und schweigend sank sie an seine Brust. Ihre Herzen schlugen zusammen, ihre Lippen gelobten sich in heißem langen Kusse innige, ewige Liebe und in beseligendem himmlischen Rausche waren ihre Seelen zu einer verbunden. All ihr Bangen, ihr Zagen, ihr Zweifeln war verschwunden, all ihr Hoffen, ihr Sehnen war gestillt, es gab kein Leiden, keinen Schmerz mehr für sie und die Welt hatte sich für sie in einen Himmel umgewandelt. Das Schicksal aber giebt dem Menschen nur Minuten höchsten Glückes,

kaum genug, um ihn den Himmel ahnen zu lassen, dann ruft es ihn in die irdische Wirklichkeit zurück, und von ihrer kalten Hand wird sein Herz wieder zusammengepreßt. Die einbrechende Nacht weckte auch die Beiden überglücklichen Liebenden aus ihrem Wonnetraum, und mahnte sie daran, daß sie noch dieser Welt angehörten. Schmerzlich war ihr erstes Erwachen, denn schon sollten sie wieder scheiden. Nun bedurften sie der Worte, um ihren vollen, überströmenden Herzen Luft zu verschaffen, um sich durch heiße Versprechen, durch glühende Versicherungen den Abschied zu erleichtern. Ewige Liebe und ewige Treue gelobten sie sich wieder und wieder und riefen ihren Schöpfer zum Zeugen ihrer Schwüre an. Doch die Zeit drängte, und Rosiana bat, sie an das Ufer zu geleiten.

„Heute, himmlische, süßeste Rosiana, heute wirst Du mir doch erlauben, daß ich Dich nach Hause begleite?“ sagte Lincoln bittend und zog sie abermals an sein Herz.

„Heute nicht, Theuerster, Du mußt es mir versprechen!“ erwiederte Rosiana zagend und flehend.

„Aber, Engelsmädchen, was hast Du denn jetzt noch für einen Grund, mir Deinen Namen zu verheimlichen? Ich habe Dir den Meinigen allerdings selbst noch nicht gesagt, ich heiße —“

„Lincoln, mein Geliebter, den die ganze Stadt ehrt und dessen Liebe mich ebenso stolz, als glücklich macht. Aber wüßte ich Deinen Namen nicht, ich würde nicht danach fragen, vielleicht wäre es besser, daß ich ihn nicht wüßte und daß wir hierin gleich ständen. Ich liebe ja Deinen Namen nicht, den Schall, womit Dich die Welt bezeichnet, in meinem Herzen hast Du doch einen anderen Namen, denn Du bist mir ja etwas Anderes, als was Du der Welt bist. Sage mir Deinen Taufnamen, den meinigen weißt Du, und wozu bedürfen wir noch eines anderen?"

„Nenne mich Edward, beste Rosiana, aber willst Du denn unser Glück nicht bald vollenden und mein süßes, mein angebetetes Weib werden?" fragte Lincoln flehend und dringend und senkte seine Lippen auf ihre weiche Hand.

„Sieh nur, wie die Dunkelheit rasch zunimmt, Edward, ich muß gehen, komm, eile, geleite mich an das Ufer."

„Gern, gern, komm, laß uns gehen, aber antworte mir auf meine Frage, meine einzig geliebte Rosiana, warum willst Du mir mein Glück nicht auf einmal aussprechen?"

„Ich werde Dich lieben und Dein bleiben, so lange meine Seele lebt, frage nicht weiter; macht Dich

meine Liebe nicht ganz glücklich?“ sagte Rosiana und beeilte ihre Schritte noch mehr.

„Aber mein Alles, mein Leben, wie kannst Du mich so foltern, Du mußt doch ganz mein sein, so versprich mir wenigstens, daß Du es werden willst.“

„Ich verspreche es Dir! nun frage aber nicht weiter, bis ich Dir selbst Mehr sage,“ entgegnete Rosiana mit halberstickter Stimme, und preßte den Arm des Geliebten fester an ihr zitterndes Herz. Sie hatten bald das Ufer erreicht, Rosiana sank abermals an die Brust des stürmisch bewegten jungen Mannes, abermals brannten ihre glühenden Küsse auf ihren Lippen, noch ein inniges heißes Lebewohl, und Rosiana wand sich mit den Worten: „bis Morgen, mein Edward,“ aus den Armen ihres Geliebten.

Als ziehe sie seine Seele mit sich fort, so blickte er ihr mit ausgestreckten Armen nach, und sah sie in der Dunkelheit zwischen den Häusern verschwinden.

Beseligt, und doch mit einem peinigenden Zweifel im Herzen, schritt er durch die düstern Straßen dem Powhattanhause zu und konnte den Widerspruch, der in Rosiana's Worten und Betragen lag, nicht enträthseln. Dennoch war er überglücklich in dem Bewußtsein, von dem süßesten, lieblichsten Mädchen, dem er jemals begegnet war, geliebt zu werden. Er suchte sich zu über-

reden, daß ihm der Name ja vollkommen gleichgültig sein könne, denn wer sie auch sein mochte, ohne sie wollte, ja konnte er nicht mehr leben. Sie liebte ihn, sie wollte sein werden, das hatte sie ihm versprochen, und damit waren alle seine Wünsche, seine Hoffnungen erfüllt.

Der folgende Abend führte ihm die Geliebte wieder an's Herz, schöner und reizender, als er sie bis jetzt gesehen; die Unsicherheit, das Zögern und Bangen war von ihrer Erscheinung verschwunden, unverhohlene, unbedingte Liebe strahlte ihm offen aus ihren prächtigen Augen entgegen und mit seelenvoller Innigkeit schmiegte sie sich in seine Arme.

Wochen eilten dahin, der Mond hatte seinen Kreis gefüllt und jedes sinkende Tageslicht hatte den Liebenden den Weg zu ihrer Wiedervereinigung auf der Insel gezeigt, doch immer noch ruhte, Lincoln gegenüber, der Schleier des Geheimnisses auf Rosiana's Abkunft. Wieder und immer wieder hatte er ihr geloben müssen, jede Gelegenheit, die ihm Auskunft darüber geben konnte, zu vermeiden und treulich hatte er sein Versprechen gehalten.

VI.

Es war an einem Sonntag Morgen, als der Pfarrer Nelson aus der Kirche, wo er Gottesdienst gehalten hatte, nach Hause zurückkehrte und, die schwarze Mütze abnehmend, in dem Corridor stehen blieb, um sich in dem leichten Luftzug, der durch denselben strömte, etwas von der Sonnengluth zu erholen, die ihn in der staubigen Straße auf dem Heimwege fast zu Boden gedrückt hatte. Er trocknete sich mit dem Schnupftuch die Stirn, als Rosiana von ihrem Zimmer die Treppe herabeilte, um ihrem Wohlthäter den schwarzen Talar abzunehmen; denn sie hatte ihn durch das Gärtchen vor dem Hause kommen sehen. Sie war ihm behülflich, das Kleid abzulegen, trug es nach dem Schranke und folgte dann schnell ihrem Herrn in sein Zimmer, um ihn zu fragen, ob sie ihm außerdem noch einen Dienst erweisen könne. Der alte Herr hatte sich in dem Armstuhl zwischen den offenen Fenstern niedergelassen, und

wehte sich mit einem großen Fächer Kühlung zu, als die Mulattin eintrat.

„Du warest am vergangenen Sonntag nicht in der Kirche, Rosiana, und, irre ich mich nicht, so hast Du sie auch vor vierzehn Tagen versäumt. Heute Abend wirst Du sie wohl besuchen, nicht wahr?“ sagte er freundlich zu dem erröthenden Mädchen.

„Gewiß, Herr, werde ich hingehen. Ich wurde am Sonntag abgehalten!“ erwiederte Rosiana mit verlegenem Tone.

„Wie gern sähe ich es, daß Du zu mir in die Kirche kämst,“ fuhr der Pfarrer fort. „Die weißen Christen wollen Euch Farbige aber nicht einmal vor Gott als ihres Gleichen dulden. Wenn sie Euch denn doch wenigstens einen ordentlichen gebildeten Prediger gäben; so aber redet ein geistig vollkommen beschränkter Neger zu Euch, dessen gehaltlose Worte den Begriff über die christliche Religion bei der größeren Mehrzahl seiner Zuhörer nur verwirren können. Es war heute drückend heiß in der Kirche, seit langer Zeit ist mir das Reden nicht so sauer geworden. Der junge Mann, den vor einigen Wochen die Vorsehung vom Tode rettete, als ihn das Wasser auf der Insel überrascht hatte, saß heute in der vordersten Reihe meiner Zuhörer. Sein ernstes, andächtiges Wesen fiel mir auf, weshalb

ich nach beendigtem Gottesdienst den Küster nach seinem Namen fragte und hörte, daß er der junge Advocat Lincoln sei, für dessen Erhaltung man dem Himmel in der Zeitung gedankt hatte. Ich glaube aber, der Herr hat ihm die Prüfung zugesandt, damit er in sich gehen und Seinesgleichen nicht ferner zum Thiere herabwürdigen möchte. Er ist Derjenige, der das neue Gesetz gegen Euch Farbige ins Leben gerufen hat und der Euch mit kalter Herzlosigkeit und Selbstsucht bis aufs Blut verfolgt. Man hat ihm den Namen „die Negerpeitsche“ als Ehrentitel beigelegt.“

Rosiana war bei dem Beginn dieser Rede das Blut nach den Wangen geströmt und hatte sie mit brennendem Purpur übergossen, bei den letzten Worten des Geistlichen aber war sie bleicher und bleicher geworden, eine eisige Kälte lief ihr durch die Glieder, sie wankte zurück, wollte sich an dem Stuhl halten, und fiel regungslos zu Boden.

Der Pfarrer sprang entsetzt auf, beugte sich zu der Ohnmächtigen nieder, um sie aufzuheben, seine Kräfte aber reichten nicht hin; er rief die Negerin Morna mit aller Macht seiner Stimme bei Namen und lief, da dieselbe ihn nicht hörte, nach der Küche, um sie zur Hülfe herbeizuholen. Vereint hoben sie Rosiana auf das Sopha, Morna befeuchtete ihre Stirn und Schläfe

mit kaltem Wasser, hielt ihr Essig vor den bleichen Mund und rieb ihre kleinen Hände; doch lange Zeit widerstand die tiefe Ohnmacht dem rückkehrenden Leben. Endlich bewegte sich mit einem tiefen Athemzuge der Busen der Mulattin wieder, sie hob die schön gewölbten Lider und Thränen netzten ihre blutlosen Wangen.

Die Ursache ihrer Ohnmacht stand mit dem Erwachen wieder lebendig und entsetzlich vor ihrer Seele; Lincoln, ihr einzig, innig geliebter Lincoln war ihr ärgster Feind, ihr herzlosester Verfolger, man hatte ihn zum Dank dafür „die Negerpeitsche“ genannt und Rosiana, sie, eine Halbnegerin mußte ihn lieben! Sie hatte sich im Sopha aufgesetzt, ihre Hände lagen gefaltet in ihrem Schooß, ihre Thränen fielen von ihren langen Wimpern und wortlos, selbst ohne zu schluchzen, saß sie, auf den Boden vor sich niederblickend, ein Bild stummer Verzweiflung da.

„Aber liebe Rosiana, was ist Dir denn, bist Du krank? so rede doch!“ sagte der Pfarrer in Angst und Schrecken und legte seine zitternde Hand auf ihre Schulter, sie aber gab keine Antwort und regte sich nicht.

„Komm, Rosiana, laß mich Dich auf Dein Zimmer führen, dort wird Dir besser werden,“ sagte ihre Mutter und schlang ihren schwarzen Arm um ihr schönes Kind. Rosiana folgte willenlos der Aufforderung und

ließ sich nach ihrer Stube geleiten. Dort sank sie auf ihr Lager nieder und winkte ihrer Mutter, sie allein zu lassen. Kaum aber hatte sich Morna aus dem Zimmer entfernt, als Rosiana ihre Hände vor ihr schönes Antlitz preßte und bitterlich zu weinen begann. Der Thränenstrom gab ihrem zusammengepreßten Herzen keine Erleichterung, es war ihr, als wären es Thränen bei ihrem letzten Abschied von Lincoln, und als sie sich ausgeweint hatte, war sie entschlossen, ihn nie wiederzusehen. Er liebte sie heiß und aufrichtig, das wußte sie wohl, aber sie wußte auch, daß er ein weißes Mädchen in ihr liebte, und der Gedanke brachte sie zur Verzweiflung, daß er die Farbige, wenn er sie erkannt, mit Verachtung von sich stoßen würde. Darum wollte sie selbst ihn verlassen, und wenn es ihr auch das Herz brechen sollte. In stummem Hinbrüten verbrachte sie den Tag, Morna, die wiederholt zu ihr kam, bat sie, sie allein zu lassen, und dem Geistlichen, der sich gleichfalls zu ihr begab, sagte sie, daß sie sich besser fühle und nur der Ruhe bedürfe.

Mit thränenschwerem Blick sah sie die Sonne versinken, mit ihr ging ihr Glück unter. Der Himmel war blutroth, Rosiana sah darin ihr eigenes Herzblut. Die Nacht legte sich über die Erde, und die Mulattin hatte sich an das offene Fenster gesetzt; es war ihr so

eng, so beklommen, sie fühlte sich so elend, so vernichtet; wie schnell war der Glückstraum verronnen! Auch Lincoln mußte sehr unglücklich werden, das fühlte Rosiana zu gut, und sie war es, die ihn unglücklich machte; sie hatte ihn getäuscht, sie hatte Hoffnungen in ihm erzeugt, von denen sie wußte, daß sie nie in Erfüllung gehen konnten, sie hatte ihm einen Himmel geschaffen, der ihm unfehlbar über kurz oder lang zur Hölle werden mußte. Was sollte sie thun, um dies Unrecht wieder gut zu machen, um den Geliebten ihres Herzens vor Gram und Leid zu bewahren? War es weniger schmerzlich für ihn, sie zu verlieren, ohne ihre Abkunft zu ahnen, oder würde er ihren Verlust leichter ertragen, wenn er die Mulattin in ihr erkannte? Nein, er durfte, er sollte es nicht gewahr werden, daß sie ihn hintergangen hatte; von der verachteten Farbigen getäuscht zu sein, mußte ihn mehr schmerzen, als die weiße Geliebte plötzlich sich entrissen zu sehen. „Leb wohl, Edward, du sollst dich deiner Liebe zu mir nie schämen!“ sagte Rosiana laut schluchzend und preßte, den thränenvollen Blick gegen die Sterne richtend, ihre gefalteten Hände gegen ihren krampfhaft bewegten Busen.

Ihr Schmerz hatte den Höhepunkt erreicht, wo er sich in dumpfe Ergebung verwandelt, und nur noch ein Entschluß blieb ihr im Herzen zurück, der, daß sie

spurlos vor Lincoln verschwinden wollte. Aber wie konnte dies geschehen? Sich hier vor ihm verborgen zu halten, war unmöglich, lebendig zu fliehen, ebenso unausführbar, was sollte sie thun, wohin sollte sie sich wenden, um ihm nie wieder zu begegnen? Nirgends Trost, nirgends Hoffnung! Was hielt sie denn aber noch in dieser Welt zurück, warum wollte sie dies Leben nicht verlassen, welches ihr nur noch Qual, Verachtung, Verzweiflung bot? Ja, es sollte zu Ende gehen, der Tod allein bot Rettung, das Herz, das schmerzende, blutende Herz sollte aufhören zu schlagen, die Augen, in denen Lincoln sich so lieb gespiegelt hatte, sollten erbleichen, und die Erinnerung an die seligen, in seiner Nähe verträumten Stunden sollte in Nacht und Finsterniß verschwinden. Rosiana dachte an die Insel, an die brausende tiefe Fluth, dort wo er ihr die ersten Blumen gepflückt, wo sie ihm zuerst in die großen liebevollen Augen geschaut und wo er sie eine Heilige, einen Engel genannt hatte, dort wollte sie von ihm und von dem Leben Abschied nehmen. Sie war mit den Händen vor der Stirn auf die Fensterbank gesunken, und abermals hatten sich ihre Augen mit Thränen gefüllt, da trug der Abendwind den friedlichen Ton der Kirchenglocken aus der Ferne zu ihr herüber, wie das tröstende Wort eines Freundes in der Noth sprach er

zu der unglücklichen, verzweifelnden Rosiana, und wie schmerzlindernder Balsam berührte es ihr krankes Herz. Sie richtete sich auf, sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als erwache sie aus eiuem bösen Traum, es war ihr, als ob Gott zu ihr rede und ihr Trost zurufe; schnell nahm sie ihren Shawl und ihren Schleier aus der Kommode, hüllte sich in dieselben ein und verließ, wie von einem rettenden Engel geleitet, das Haus, nachdem sie ihrer Mutter gesagt hatte, daß sie zur Kirche gehe.

Lincoln hatte noch lange nach eingebrochener Nacht auf der Insel vergebens der Geliebten geharrt und wanderte dann ziellos durch die Straßen Richmonds, sinnend, was wohl der Grund ihres Nichterscheinens gewesen sein möchte. Es war schon nach neun Uhr, als er die Höhe der Stadt erreichte und auf dem Platz vor dem Kapitolium anlangte. Ein mattes Licht zitterte durch die Finsterniß, die ihn umgab, er wandte sich nach Osten um und vor ihm über den fernen bewaldeten Gebirgen stieg der Mond wie die Gottheit der Nacht in seiner vollen Majestät auf. Mit frommem Staunen und kindlicher Demuth vor dem Schöpfer solcher Welten hielt Lincoln seinen Blick auf das glühende Gestirn geheftet und ein Schauer heiliger Andacht wehte durch seine Seele. Sein Herz war so sehr mit

Glück überfüllt, daß es ihm vorkam, als müsse er davon an seine weniger glücklichen Mitmenschen abgeben, als habe ihm der Himmel so viel irdische Begünstigungen nicht für sich allein ertheilt. In diesem Augenblick ertönte in der nahen Kirche der Gesang der Andächtigen und zog die Aufmerksamkeit Lincoln's auf sich. Es waren die farbigen Bewohner Richmonds, die dort Gottesdienst hielten, es waren dieselben, denen er alle Menschenrechte abgesprochen hatte, und doch verehrten sie denselben Gott als ihren Schöpfer, der ihn so eben daran erinnert hatte, daß es viele weniger glückliche Menschen gäbe, als er es war. Der Gesang klang ihm, wie ein Vorwurf über seine Handlungsweise; waren es diese Menschen, die so viel unglücklicher waren, als er selbst?

„Bei Gott, Lincoln, nun ist es weit genug mit Dir gekommen!“ rief plötzlich Fehrmann, der mit Franval nahe zu dem jungen Advocaten getreten war, ohne von ihm bemerkt zu werden. „Du wandelst einsam und allein im Lichte des keuschen Mondes und klagst ihm das Weh, oder verkündest ihm das übermäßige Glück Deines Herzens! Warum sitzest Du nicht nieder zwischen den rauschenden Wasserfällen auf der Insel und lässest Dich von den Elfen mit Blumen schmücken?“

„Du bist ein Narr, Fehrmann; der Himmel er-

halte Dir Deinen gesunden Magen und Deinen guten Schlaf, sonst würdest Du sehr unglücklich werden!" entgegnete Lincoln und reichte beiden Freunden die Hand zum Gruß.

„Laßt uns noch etwas auf- und abgehen, die Nacht ist zu reizend, als daß man sich schon in das Zimmer einsperren sollte," sagte Franval und schlang Lincoln's Arm in den seinigen.

Sie waren mehrere Male auf dem großen Platze auf- und niedergegangen und schritten eben wieder vor der offenen Kirchthür vorüber, als Fehrmann sagte: „Kommt, laßt uns einmal in die Kirche gehen und die schönen Mulattinnen und Quadronen in Augenschein nehmen. Sie sitzen alle oben auf der Gallerie, weil sie sich so viel mehr dünken, als die Schwarzen, die in dem unteren Raume bleiben müssen."

„Ich bin es zufrieden; man hört dort mitunter wundervolle Stimmen," fiel Franval ein, und die drei Freunde richteten ihre Schritte der Kirche zu. Das blendende Licht der vielen Gasflammen, die darin brannten, empfing sie beim Eintreten und sie blieben gleich am Eingang zwischen den Säulen, auf welchen die obere Gallerie ruhte, stehen, da sie von hier aus schon drei Theile derselben und den ganzen unteren Raum des Hauses übersehen konnten. Dieses war dicht ge-

drängt mit Negern und Negerinnen angefüllt, deren wolligte Köpfe das reine afrikanische Blut zur Schau trugen. Die größere Zahl von ihnen war in groben baumwollenen Stoff gekleidet, doch hier und dort gewahrte man auch die modische Tracht eines Gentleman, einer Lady. Nirgends aber war unter ihnen ein Gesangbuch zu sehen, sie sangen das Lied aus dem Gedächtniß und gaben durch heftige Bewegungen mit den Armen, durch Klatschen in die Hände, durch Schlagen gegen die Brust, durch lautes Stöhnen und mitunter noch lautere Rufe und Schreie ihre Begeisterung zu erkennen.

Ein ganz anderes Bild gewahrte man über der Brüstung der Gallerie, es zeigte die gemischten Racen zwischen weißen und schwarzen Menschen. Alle Hautschattirungen von einem dunkeln Braun bis zu dem zartesten Gelb, welches kaum noch von Weiß zu unterscheiden war, sah man hier vertreten. Die Augen aber waren alle dunkel, groß und von blendendem Weiß umgeben und blitzten und glänzten in dem hellen Lichte der Gasflammen wie so viele Sterne. Auch das Haar war bei allen von der tiefsten schwärzesten Farbe und von unglaublicher Fülle, nur mehr oder weniger lockig. Die Schönheit der Mädchen jedoch, die dort saßen und standen, war überraschend und wunderbar und die

Grazie in ihrer ganzen Erscheinung, sowie in ihren einzelnen Bewegungen unübertrefflich. Dabei war ihre Kleidung durchschnittlich sauber und mit großem Geschmack gewählt und hin und wieder sah man die reichste Toilette. Die mehrsten von ihnen waren mit Gesangbüchern versehen. Dem Eingang gegenüber vor der Orgel standen zwölf dieser dunkeln südlichen Schönheiten, die mit ihren silberreinen, zauberisch melodischen Stimmen die ganze Versammlung übertönten, und es war nicht zu verkennen, daß man die schönsten Mädchen hierzu gewählt hatte.

Die drei Freunde standen wie von einem Zauber erfaßt und schauten nach der Gallerie hinauf, Lincoln aber insbesondere war tief ergriffen und konnte seine Blicke nicht von den dunkeln großen Augen abwenden; unwillkürlich erinnerten sie ihn an die Augen seiner Rosiana.

Das Lied verhallte, es war das letzte, und der Gottesdienst war zu Ende. Die drei Freunde schritten bis an die Thür zurück, dort blieben sie stehen, um die Versammlung bei sich vorübergehen zu lassen und die bewunderten Schönheiten nun auch in der Nähe zu betrachten, sowie auch diejenigen zu sehen, die gerade über ihnen auf der Gallerie gesessen hatten. Eine strahlende Gasflamme nahe der Thür warf ihr blendend

helles Licht auf die Vorübergehenden, so daß sie wie vom Tageslicht beleuchtet wurden. Zuerst drängten sich die Schwarzen aus dem untern Raum mit Ungestüm vorüber, und erst als diese das Haus verlassen hatten, kamen die Farbigen von der Gallerie herab. Die drei weißen jungen Herren waren der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller vorüberschreitenden Mädchen und mancher feurige Blick wurde ihnen im Vorbeigehen zugesandt. Plötzlich kam eine schwarz verschleierte hohe Mädchengestalt dicht bei den drei Freunden hinter dem nahen Pfeiler hervor, stutzte einen Augenblick, schoß dann mit wankendem Schritt an ihnen vorüber und ein kaum vernehmbarer Laut, wie ein unterdrückter Schrei, berührte ihre Ohren. Lincoln prallte zurück an die Wand, als ob er einen Geist gesehen hätte und stierte der Verschleierten nach, bis sie die Kirchthür verlassen hatte.

„Bei Eurer Freundschaft, bei Gott, bei Eurem Leben, daß mir Keiner von Euch folgt!“ rief er seinen beiden Freunden zu und stürzte wie von einem Blitz gejagt zur Thür hinaus.

Sein flammend wildes Auge hatte vor der Kirche bald, aber schon in einiger Entfernung die fliehende Gestalt der Verschleierten erkannt; wie ein Sturmwind flog er ihr nach und war in wenigen Augenblicken an ihrer Seite.

„Rosiana, um aller Heilligen Willen! Rosiana, Du dort in der Kirche!“ schrie er mit entsetzlich tönender Stimme und griff nach dem Schleier des Mädchens, das jetzt seitwärts in eine öde Straße einbog und noch einen letzten Versuch machte, ihm zu entfliehen. Der Schleier glitt von ihrem Antlitz, das Mondlicht fiel mit Tageshelle darauf und Lincoln sah in die großen, Verzweiflung verkündenden Augen seiner Rosiana.

„Großer Gott, Rosiana!“ stöhnte er und hob, seine Hände ringend, die Arme gegen den Himmel auf.

„Edward!“ sagte die Mulattin leise; ihre Hände fielen machtlos an ihr herab, ihr Antlitz senkte sich auf ihren Busen und sie wankte einen Schritt von Lincoln hinweg, als dieser seine Arme um sie schlang und sie vor dem Zusammensinken bewahrte. Ihr Haupt war rückwärts gegen seine Schulter gesunken und das Licht des Mondes zeigte ihm ihre halb geschlossenen Augen und das Beben ihrer Lippen.

„Rosiana, meine Rosiana, mein Leben, meine Seligkeit! Rosiana, höre mich, ich bin ja bei Dir, Dein Edward, Dein treuer Edward!“ rief ihr Lincoln jetzt in voller Verzweiflung zu, preßte sie fester an sein Herz und senkte seine Lippen auf ihren Mund.

Die Sprache erkannte Rosiana’s fliehende Seele, sie hielt sie zurück, die Mulattin athmete wieder stärker,

sie schlug die Augen wieder auf und verbarg ihr Antlitz an der Brust des Geliebten. Plötzlich aber, wie aus einem Traum erwachend, fuhr sie zusammen und suchte sich seiner Umarmung zu entwinden.

„Tödte mich, Edward!" rief sie mit verzweifelter Stimme, „tödte mich, ich habe Dein Glück, Deine Ruhe vernichtet, tödte mich, ich bin Deiner nicht werth, ich habe Dich hintergangen, ich habe Dich glauben lassen, ich sei Deinesgleichen; ich bin Mulattin, die verachtete Farbige, laß mich sterben, laß mich zu Deinen Füßen sterben!"

„Sei ruhig, Rosiana, ich liebe Dich dennoch, ich würde Dich lieben und wenn Du schwarz wärest; es giebt kein Glück, kein Leben mehr für mich ohne Dich, Du bist meine Seligkeit, mein Leben!" Mit diesen Worten zog Lincoln die Mulattin abermals an seine Brust und schlang seine Arme fester um sie.

„Edward, Du darfst mich nicht lieben, Deine weißen Brüder, das Gesetz des Landes verbietet es Dir; ich kann, ich darf Dich nicht länger glücklich machen. Ich wollte heimlich von Dir scheiden, Edward, ich wollte Dir den Schmerz ersparen, Dich Deiner Geliebten zu schämen; der Himmel hat es nicht gewollt!"

„Ich frage nicht nach den Menschen, nicht nach dem Gesetz, Du bist mein und mein sollst Du bleiben,

so wahr der Allmächtige auf uns niedersieht. Es giebt ferne Länder, Rosiana, wo Niemand uns kennt, dorthin wollen wir fliehen, dorthin wollen wir unser Glück mit uns nehmen. Komm, mein Alles, laß mich wieder in Deine treuen, frommen Augen schauen, sei wieder meine gute, meine liebe Rosiana."

Ueberwältigt von dem Zauber, womit die Mulattin ihn an sich fesselte, glühte sein langer inniger Kuß wie ein heiliger Schwur auf ihren Lippen, und in der Seligkeit des Augenblicks vergaß Rosiana den ungeheuren Schmerz, der noch vor wenigen Minuten ihr Herz zu zerreißen drohte.

„Edward — ist es möglich — darf ich es glauben, willst Du mein bleiben, darf ich Dich ferner lieben?" sagte Rosiana mit flehender, vor der Größe ihres unverhofften Glückes bebender Stimme. „So nimm mich hin mit dem letzten Hauch meiner Seele, ich will Dich lieben, wie noch kein Mann auf dieser Erde von einem Weibe geliebt worden ist; ich will Dein sein in dieser und in jener Welt!"

Mit dem überströmenden Gefühl ihres neugeborenen Glückes schlang sie ihre weichen Arme um den Geliebten und Beider Thränen flossen zusammen.

In seliger Wiedervereinigung standen sie lange unbeweglich da, ehe der Sturm ihrer Gefühle verwogte,

und dann schmiegte Rosiana sich in inniger Hingebung an die Seite ihres Verlobten und ließ sich, von ihm umschlungen, ihrer Wohnung zu geleiten.

„Gehst Du mit mir, süßestes Mädchen, wohin ich auch ziehen mag?“ fragte Lincoln sie zärtlich.

„Wohin Du mich auch führst, ja ging es an das Ende der Welt, ich folge Dir.“

„Hast Du einen Herrn, Rosiana?“

„Der Pfarrer Nelson ist mein Herr, mein Wohlthäter, ich war immer frei vor ihm, und vor dem Gesetze wollte er mich jetzt frei geben; aber das neue Gesetz —“ Hier stockte der Mulattin das Wort auf der Lippe und Lincoln drückte sie mit einem Seufzer und einem reuigen Blick zum Himmel fest an seine Brust.

„Wir fliehen zusammen; fern von diesem Lande erkennt Niemand die Farbige in Dir; wir gehen nach dem Westen an die Frontiere, an die Grenze von Mexiko, dort wird man Dich für eine Spanierin halten.“

„Wie Du willst, mein Edward, ich folge Dir bis in den Tod,“ flüsterte Rosiana und legte ihr lockiges Haupt gegen Lincoln's Schulter.

„Verschließe Dein Herz gegen Jedermann, Rosiana, nenne meinen Namen nicht, sieh mich nicht an, wenn wir uns in der Straße begegnen sollten, damit man

Dein Verschwinden und meine Abreise von hier nicht in Zusammenhang bringen kann; Du darfst keine Spur hinterlassen."

„Ich habe Niemanden, mit dem ich über Dich reden sollte. Der gute Pfarrer aber würde mich gern sogleich frei geben, wenn er wüßte, daß er mein Glück dadurch gründete," erwiederte Rosiana halbfragend.

„Um Gotteswillen nicht, gäbe er Dich jetzt frei, und wir beide verließen Richmond in einer und derselben Zeit, so würden die Zeitungen bald ihre Muthmaßungen uns nachsenden. Nein, Du mußt heimlich fliehen und sobald ich kann, sende ich dem Pfarrer die Summe, die Du ihm als Sclavin werth warest, ohne daß er gewahr wird, woher das Geld kommt. Er soll es nicht verlieren; aber wissen darf er über Dein Schicksal Nichts," entgegnete Lincoln rasch und bestimmt.

„Schreiben muß ich ihm aber doch bei meiner Flucht, und ihn um Vergebung bitten; er ist so gut, so liebevoll gegen mich, kein Vater kann sein Kind besser behandeln; und wenn ich ihm sage, daß ich meinem Glück entgegengehe, so wird er den Einflüsterungen seiner bösen Schwester kein Gehör geben und wird mich nicht verfolgen lassen; davon kannst Du überzeugt sein, Edward."

„Das magst Du thun, theuerste Rosiana. Ich

werde nun überlegen, auf welche Weise wir die Reise am Besten machen, vor Allem aber muß ich meine Geschäfte hier aufwinden und erklären, daß mir der Aufenthalt hier nicht zusage, damit meine Abreise Niemandem auffällt. Du machst während dieser Zeit gar keine Aenderung in Deiner Lebensweise und zeigst Dich so wenig, als möglich in der Stadt. Hat nicht der Pfarrer einen großen Garten hinter dem Hause und könnten wir uns dort nicht treffen, beste Rosiana? ich fürchte, man möchte uns auf der Insel doch einmal zusammensehen und dann gäbe es gleich Verdacht nach Deiner Flucht."

„Der Garten hat an seinem Ende eine Thür, die nach einer anderen Straße führt; ich könnte Dir den Schlüssel dazu geben und ich würde dann in den Garten zu Dir kommen können, wenn der Pfarrer zur Ruhe gegangen ist. Auch ich fürchte mich nun, nach der Insel zu gehen," entgegnete Rosiana, dem Wunsche ihres Geliebten entgegen kommend.

So riesenhaft und fürchterlich drohend auch das wenige schwarze Blut, welches in der Mulattin Adern floß, zwischen die beiden Liebenden und ihr Glück getreten war, so vollständig vernichtet war seine Gewalt über ihr Schicksal jetzt, nachdem sie sich vereinigt und beschlossen hatten, dieselbe zu bekämpfen. Für keine

Welt hätte Lincoln nun die gelbe Farbe Rosianas gegen die weiße vertauschen mögen, alle weißen Mädchen kamen ihm schal und fade gegen sie vor, und er fühlte, daß keine ihn so hätte lieben können, wie die Mulattin. Auch Rosiana selbst hätte jetzt ihr gemischtes Blut nicht für rein weißes hingegeben; so wie sie war, hatte sie ja das Herz ihres Geliebten gewonnen, wäre sie weiß gewesen, so hätte er sie vielleicht gar nicht beachtet; kurz Beide fühlten, daß sie nur so, wie sie waren, für einander paßten, um den höchsten Grad irdischer Glückseligkeit zu erlangen.

Ihre Zukunft beredend, langten sie in der Nähe von Nelsons Behausung an, blieben in dem Schatten einer alter Eiche stehen, um noch einen herzinnigen Abschied zu nehmen und dann glitt Rosiana schnell durch das Mondlicht ihrer Wohnung zu, nachdem sie Lincoln nochmals die Versicherung gegeben hatte, ihn in der kommenden Nacht an der Gartenpforte zu treffen.

VII.

Am andern Morgen hatten sich alle Gäste des Powhattanhauses schon an dem Frühstückstisch eingefunden, nur der Stuhl neben Franval, der gewöhnliche Platz Lincolns, war noch nicht besetzt. Fehrmann, der an der andern Seite Franvals saß, hatte so eben seinen Teller mit gebratenem Schinken und Eiern, mit gesalzener Makrele, mit dampfend heißen Buchweizenkuchen und Syrup, so wie mit in Milch gekochten Maiskörnern gefüllt, und begann diesen Berg von Leckerbissen zu vertilgen, als die Thür sich öffnete und Lincoln eintrat. Fehrmann sah von seinem Teller nach ihm hin und rief ihm mit einem triumphirenden Blick entgegen:

„Nun, habe ich nicht richtig prophezeit? Du bekehrter Negerfeind —" doch Franval fiel ihm in die Rede und stieß ihm mit dem Arm in die Seite, indem er sagte:

„Fehrmann, vergiß Dich nicht," während Lincoln diesem einen drohenden finstern Blick zuwarf.

Der junge Advocat wurde von allen Seiten aufs freundlichste begrüßt und die Damen empfingen ihn mit Scherzen und Neckereien und sprachen ihre Hoffnung aus, daß er ihnen seine heitere Laune erhalten möge.

„Leider wird sie bald wieder getrübt werden," sagte er, „denn ich muß wahrscheinlich von Ihrer, mir so theuren Gesellschaft scheiden. Es sind mir sehr vortheilhafte Aussichten in einer Stadt der nördlichen Staaten gestellt, und die Anerbietungen, die mir gemacht sind, wenn ich dorthin übersiedele, sind zu lockend, als daß ich nicht davon Gebrauch machen sollte. Ich werde Richmond wahrscheinlich bald verlassen."

„Ist das möglich?" riefen fast alle Tischgenossen zu gleicher Zeit und sahen ihn ganz erstaunt an.

„Ihr glänzendes Geschäft hier wollten Sie aufgeben? Unmöglich, Sie haben ja in der kurzen Zeit alle die alten Advocaten hier überflügelt, und nun sollten Sie diese errungenen Siege nicht verfolgen?" sagte einer der Herren.

„Unbegreiflich, denken sie doch nur, wie selten ein junger Anfänger so von dem Glück begünstigt wird," bemerkte ein Anderer.

„Das würden Ihnen die Schönen Richmonds nimmermehr vergeben, Herr Lincoln, man rechnete fest dar-

auf, daß Eine unter ihnen Sie zu fesseln im Stande sein würde," sagte eine der jungen Damen.

„Da möchten sie wohl die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben; sie sind ihm nicht feurig genug," fiel Fehrmann halblaut ein, doch wurde er abermals durch einen verweisenden Blick Franvals zum Schweigen gebracht.

„Und doch wird mir Nichts übrig bleiben, als den, für mich so herben Abschied von den hiesigen Damen zu nehmen; denn ich habe bereits die Zusage gegeben, daß ich baldmöglichst in meinem neu gewählten Wohnort eintreffen würde," sagte Lincoln.

Franval hatte ihn während der ganzen Zeit schweigend und verwundert beobachtet, und hatte bemerkt, daß er absichtlich seinem Blick auswich; als Lincoln aber aufstand, um sich zu entfernen, erhob Jener sich gleichfalls und folgte ihm mit den Worten: „Wir gehen zusammen," aus dem Speisesaal.

Als sie in dem Corridor ihre Hüte nahmen und in die Straße hinausschritten, brach Franval zuerst das Schweigen, indem er Lincolns Arm nahm, und sagte:

„Es ist etwas für Dich sehr Wichtiges geschehen, Lincoln, was Dich so plötzlich zu diesem unerklärlichen Entschluß brachte, alle Deine großen Erfolge hier aufzugeben, Du weißt, ich gehöre nicht zu den Neugierigen,

weißt aber auch, daß ich Dein Freund bin und bei Ereignissen, die so tief in das Leben eingreifen, ist oftmals die Ansicht und der Rath eines ehrlichen Freundes von Werth. Solltest Du des meinigen nicht bedürfen?"

„Ich bedarf ihn darum nicht, weil mein Entschluß durch Nichts in der Welt abzuändern ist, und dann, weil mein Wohl sich nicht in Gefahr befindet. Ich danke Dir herzinnig für Deine Freundschaft und weiß sie wohl zu würdigen."

„Ich will Nichts über Dein Geheimniß erforschen, aber ich muß Dir doch sagen, daß wenigstens ein Theil davon mir bekannt ist, wenn ich auch nicht weiß, in wie weit es mit Deinem raschen Entschluß in Verbindung steht. Die verschleierte Gestalt, der Du gestern Abend in so ungewöhnlicher Aufregung folgtest, war dasselbe schöne Mädchen, welches wir in der Apotheke sahen, sie ist also eine Farbige."

„Hierin hast Du Recht, sie war dieselbe, die wir an jenem Abend sahen," entgegnete Lincoln und Franval gab dem Gespräch eine andere Wendung, da er sah, daß sein Freund nicht weiter darauf einzugehen wünschte.

„Wann gedenkst Du denn abzureisen?" fragte er ihn.

„Es werden noch einige Wochen darüber hingehen, bis ich meine Angelegenheiten hier sämmtlich geordnet habe. Dann aber ohne Verzug,“ entgegnete Lincoln.

„Ich frage deshalb, weil auch ich bald mit meinen Geschäften hier fertig bin und dann nach Newyork zurückkehren werde. Ich dachte, wir könnten wohl zusammen reisen, da Du von einem nördlichen Staate sprachest, wohin Du zu gehen gedächtest.“

„Das wird sich nicht machen lassen, so lieb es mir auch sein würde. Ich kann Dir den Ort meiner Bestimmung noch nicht nennen, doch wirst Du ihn später durch mich erfahren. Du weißt, Franval, es giebt Angelegenheiten, die man selbst dem Freunde nicht mittheilen kann.“

„Und doch sieht man manchmal, wenn auch zu spät, ein, daß es besser gewesen wäre, wenn man es gethan hätte, weil Leidenschaft häufig eine ruhige Ueberlegung nicht zuläßt. Uebereile Dich nicht, Lincoln, das ist Alles, um was ich Dich bitte,“ sagte Franval theilnehmend, und Jener drückte ihm schweigend, wie zum Dank, die Hand.

Nach Verlauf einer Woche war das letzte Schiff, welches Franval zu beladen hatte, segelfertig, und sollte nach Holland abgehen, als am Abend vor dessen Abfahrt die drei Freunde sich am Bord dieses großen

Dreimasters vereinigten, um noch einmal einige Stunden im trauten Freundschaftskreise zusammen zu verleben; denn alle Dreie waren auf dem Punkt, die Stadt, wo sie so manche angenehmen Augenblicke miteinander hingebracht hatten, zu verlassen, und nach ganz verschiedenen Richtungen hin, sich auf unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer zu trennen.

Alle Dreie hatten erst seit wenigen Jahren das Ruder ihres Lebensbootes in die eigene Hand genommen, und hatten es auf den hohen Wogen des Lebensmeeres hinausgesteuert, allen Dreien war es bis jetzt gelungen, mit starker Faust und festem Willen dem Schicksal zum Trotz ihr Fahrzeug glücklich und nach Wunsch zu führen, und alle Dreie sahen mit heiterem hoffnungsvollen Blick in ihre Zukunft. Mit diesem Gefühl traten sie in den engen Raum der reich drapirten Kajüte, sich die Hand reichend, zusammen und ließen sich in den rothsammetnen Sesseln an dem Tisch gegeneinanderüber nieder.

Die feinsten Cigarren wurden angezündet, der köstlichste Wein von den fernen Ufern des deutschen Rheins perlte in den Gläsern und die Vergangenheit der drei Freunde, mit ihren vielen Widerwärtigkeiten und besiegten Hindernissen wurde in Scherz und Heiterkeit von ihnen in lebendiger Unterhaltung vorgeführt.

Allen Dreien war in der Wiege ein sorgenloses glückliches Leben versprochen worden, alle Dreie aber waren schon frühzeitig von stürmischen Schicksalen heimgesucht und hatten mit eigener Energie gegen tausend Leiden und vereitelte Hoffnungen anzukämpfen gehabt, bis sie jetzt endlich glaubten, in einem sicheren ruhigen Hafen Anker geworfen zu haben.

Lincoln hatte das Gefühl gewonnen, daß ihm sein Talent, seine Kenntnisse, wo er sich auch niederlassen möchte, eine sorgenfreie, ehrenvolle Existenz verschaffen würden und das Glück, welches ihm dieselbe würzen sollte, trug er mit dem süßen Bilde seiner geliebten Rosiana im Herzen.

Franval hatte sich durch eigne Thätigkeit und Umsicht in Newyork ein großartiges überseeisches Geschäft gegründet, auch ihm lachte in einer reizenden süßen Braut das Glück seiner Zukunft entgegen, und Fehrmann endlich hatte sich durch Commissionsgeschäfte für Frankreich schon ein bedeutendes Vermögen erworben und stand im Begriff, ein ausgezeichnetes liebenswürdiges Mädchen zum Altar zu führen.

Alle Dreie hatten bis zu diesem Augenblick den Theil ihres Glückes, den ihnen das Herz gewährte, vor einander verschwiegen, und sie würden auch wohl heute, ohne dessen erwähnt zu haben, von einander geschieden sein,

hätte nicht der feurige Madeira, der nun ihre Gläser vergoldete, ihre Herzen geöffnet und deren übersprudelnde Gefühle nach ihren Lippen gedrängt.

Mit hellstrahlendem Blick stand Fehrmann auf, hob sein Glas in die Höhe und sagte mit leidenschaftlicher Begeisterung:

„Die Sonne meines Lebens, mein Mädchen, die schönste, reizendste Blondine der Welt, soll leben!" und mit lautem, dreifachen Hoch ließen die Freunde ihre Gläser gegen einander klingen.

„Mein Mädchen gleicht dem Monde mit seinem Perlenlicht und seinen tiefen Schatten, sie lebe dreimal hoch!" sagte Franval mit beseligtem Blick und wieder klangen die Gläser und wieder wurden dieselben von den Freunden bis auf den letzten Tropfen geleert.

„Mein Mädchen ist die Göttin des Abends, sie gleicht dem Himmel, wenn er im goldenen Gewande zwischen Tag und Nacht steht. Sie lebe hoch und dreimal hoch!" rief Lincoln mit glückstrahlenden Augen und stieß sein neugefülltes Glas gegen die seiner Freunde, daß es laut und jubelnd erklang.

„Diese Gläser dürfen nie wieder von anderen Lippen berührt werden, und sollen nie wieder zu einem Lebehoch ertönen, laßt uns sie in den Wogen des alten Jamesflusses begraben," nahm Lincoln wieder das

Wort, schritt zu dem Kajütenfenster und, indem er sein Glas in den Strom hinab warf, folgten seine Freunde seinem Beispiel.

„Möge unser Glück so sicher gegen die zerstörende Hand des Schicksals sein, wie die Gläser auf dem tiefen Grunde der Fluth!“ sagte Franval und rief dann dem Kajütenwärter zu, Champagner zu bringen.

Während er und seine Freunde ihre Sitze wieder einnahmen, sagte er mit ernstem Tone:

„Nun laßt mich Euch einen Vorschlag machen. Es lacht uns allen Dreien im Augenblick das Schicksal und Keiner von uns bedarf jetzt der Hülfe des Anderen. Wer kann es vorhersagen, daß es so bleiben wird, und daß nicht dem Einen oder Anderen von uns über kurz oder lang das Glück den Rücken kehrt und er dem Mißgeschick wieder anheim fällt! Laßt uns darum jetzt einen Bund schließen, daß wir Einer dem Anderen, wenn das Schicksal ihn bedrohen sollte, zu Hülfe kommen und ihm treulich als Freund mit Rath und That bis zum letzten Blutstropfen zur Seite stehen wollen. Der Gedanke, in diesem Lande der Selbstsucht zwei treue Freunde zu besitzen, auf deren Beistand wir unbedingt zu jeder Zeit rechnen können, sei uns eine Freude im Glück und ein Trost im Unglück.“

„So sei es!“ riefen Lincoln und Fehrmann zu-

gleich und alle Dreie bekräftigten ihr Gelübde mit herzinnigem Händedruck. Der Champagner war aufgetragen, der sprudelnde Wein schäumte in den Gläsern und die Freunde leerten sie mit dem Schwur, ihrem Bunde treulich Rechenschaft zu tragen. Sie versprachen, sich gegenseitig fortwährend von ihrem Aufenthaltsort in Kenntniß zu setzen und sich alle wesentlichen Aenderungen in ihrem Geschick mitzutheilen.

Der Mond stand hoch am Himmel, als sie aus der Kajüte auf das Verdeck traten, eine Todtenstille lag auf der, im Mondlicht glänzenden eiligen Fluth, und in der Stadt war das geräuschvolle Geschäftsleben verhallt. Die Freunde bestiegen das ihrer harrende Boot und ließen sich an das Ufer überfahren, wo sie dann Arm in Arm ihren Weg nach dem Powhattanhause antraten. Auf dem Platze bei dem Kapitolium angelangt, ließ Lincoln seinen Arm aus dem Franval's gleiten, wünschte seinen beiden Freunden eine gute Nacht und drückte ihnen die Hand, ohne zu sagen, wohin er gehe, und ohne von ihnen danach gefragt zu werden. Sie schieden, Franval und Fehrmann wanderten nach ihrer Wohnung, und Lincoln eilte an das heißliebende Herz seiner Rosiana, die unter den duftenden Blüthenbäumen des Gartens seiner harrte.

VIII.

Fehrmann war der Erste, der Richmond verließ und nach seinem Wohnort New-Orleans zurückkehrte, wenige Tage später wurde Franval von Lincoln an Bord des Dampfschiffes begleitet, welches ihn nach Baltimore führte und von wo aus er sich mit der Eisenbahn nach Newyork zurück begab. Nun machte auch Lincoln die letzten Vorbereitungen, um dem Staate Virginien Lebewohl zu sagen und zugleich der Mulattin an seiner Seite und mit seinem Namen die Menschenrechte zu geben, die er ihr vor wenigen Monden selbst noch abgesprochen hatte.

Seine Geschäftsangelegenheiten waren aufgewunden, er hatte Geld genug eingezogen, um für die ersten Jahre aller Nahrungssorgen überhoben zu sein und wollte mit Rosiana sich nach Newyork begeben, um sich dort mit ihr trauen zu lassen. Er kaufte einen leichten zweirädrigen hübschen Wagen mit ledernem Verdeck und ein starkes gutes Pferd, um die Reise bis Baltimore

damit zu machen, so daß er der Gefahr entging, auf dem Dampfschiff mit Rosiana erkannt zu werden.

Alles war zur Abreise fertig, und die nächste Nacht für dieselbe bestimmt. Rosiana war mit Thränen aufgestanden, der letzte Tag war gekommen, den sie in der Heimath verleben sollte. Ihrer Mutter, ihrem Pflegevater und Wohlthäter sollte sie heute schweigend auf ewig Lebewohl sagen, sie sollte von Allem Abschied nehmen, was ihre Kindheit, ihre Jugend beglückt hatte! Das Herz wollte ihr brechen; kraftlos wankte sie schon, als der Tag graute, an der Stubenthür vorüber, wo ihr guter Herr noch im ruhigen Schlaf lag und blieb mit gefalteten Händen weinend an derselben stehen, als bitte sie ihn, den Vorsatz, ihn heimlich zu verlassen, ihr zu vergeben. Sie schlich in den Garten zu den schönen Blumen, die sie mit so viel Liebe, so viel Sorgfalt gepflegt, und die jetzt vom schweren Thau gebeugt, ihr mit Thränen den letzten Gruß zuzuwinken schienen. Bei ihrer Rückkehr in das Haus begegnete sie ihrer Mutter, die sie verwundert anblickte und, ihre feuchten Augen gewahrend, sie besorgt fragte, ob sie sich nicht wohl fühle. Rosiana aber warf sich ihr schluchzend an die Brust und preßte sie schweigend gegen ihr Herz. Sie hatte ihre Augen mit frischem Wasser gekühlt, um dem Pfarrer in gewohnter Weise

den Morgengruß zu bringen, aber kaum trat sie in seine Gegenwart, als ihre Thränen von Neuem hervorbrachen und ihr die Worte nahmen. Der Geistliche sah in diesen Thränen wieder nur den Schmerz, den die Abkunft Rosiana's ihr so oft in die Brust legte und, wie früher, suchte er sie durch doppelte Freundlichkeit und Milde zu trösten.

Mit dem Laufe der Stunden mehrte sich die Unruhe, der Seelenstreit Rosiana's, es war ihr, als rissen sich zwei Gewalten um ihr Herz, als hielt die eine sie mit mächtiger Hand hier an dem heimischen Heerde, bei der Mutter, bei dem liebevollen Wohlthäter zurück, als zöge die Andere sie unaufhaltsam zu dem Geliebten hin, und als die Sonne sich zu neigen begann, da sank die Mulattin in ihrem Stübchen händeringend auf ihre Kniee und flehte den Allmächtigen an, ihr beizustehen und ihr den Abschied zu erleichtern.

Bei dem letzten Schein des Tages saß Rosiana in Thränen gebadet vor ihrem Tischchen und schrieb mit zitternder Hand an den Pfarrer Nelson. Sie sagte ihm Lebewohl, sie flehte ihn um Vergebung an, sie dankte ihm für die unzähligen Wohlthaten, womit er sie überhäuft, sie sagte ihm, daß sie glücklich sein würde, wenn sie die Ueberzeugung gewinnen könne, er werde ihrer liebevoll gedenken, sie versprach ihm, seiner Lehren,

seines Rathes eingedenk zu bleiben und gelobte, ihn bis zum letzten Athemzug mit kindlicher, frommer Ergebenheit und Dankbarkeit zu lieben. Der Brief war geschrieben und die Thränenflecken auf demselben bekundeten deutlich das Schmerzgefühl, welches die Brust der Mulattin während des Schreibens durchzuckt hatte. Sie faltete das Papier, versiegelte es, und war kaum noch im Stande, durch ihre Thränen die Schriftzüge zu erkennen, mit denen sie den Namen des geliebten, angebeteten, väterlichen Freundes auf den Abschiedsbrief schrieb. Es war geschehen, sie sank in den Stuhl zurück und bedeckte schluchzend mit beiden Händen ihr Antlitz.

Das Düster des Abends zitterte über die Erde, als Morna ihr Kind zum Abendessen rief und Rosiana wankend die Treppe hinab folgte. Sie nippte nur ein wenig Milch, blieb aber, wie festgehalten, an dem Tische sitzen, denn jetzt sollte sie ihrem Pflegevater zum letzten Male gute Nacht sagen.

„Der Herr ist schon in sein Zimmer gegangen, Rosiana," sagte ihre Mutter zu ihr, als sie ihr Zögern bemerkte, die Mulattin fuhr krampfhaft zusammen, wischte sich die Thränen von den Wangen und schwankte zu ihrem Herrn in die Stube.

„Wieder in Thränen, Rosiana? Fasse Dich doch,

Kind, Du reibst Dich unnöthig auf; wüßte ich nur einen sicheren Platz für Dich im Norden dieses Landes, wo Du vor dem Gesetze mit den Weißen gleich berechtigt bist. Ich würde Dich sofort dorthin senden und Dir Deine Freiheit ertheilen; Dich aber so allein in die Welt schicken und Dich ihren Gefahren preisgeben, dazu kann ich mich unmöglich entschließen. Ich will mich aber bemühen, Dir dort eine sichere Stellung zu verschaffen, deshalb beruhige Dich, gutes Mädchen, und vertraue auf Gott."

Mit diesen Worten hielt der Geistliche der Mulattin die Hand hin, die Rosiana in stürmischer Bewegung ergriff, sie an ihre Lippen drückte und dann vor dem Pfarrer niederstürzte und seine Knie umklammerte.

„Sei guten Muths, Rosiana, Du bist und bleibst ja ewig mein theures Mädchen, auch wenn Du nicht mehr bei mir sein kannst," sagte der Pfarrer, von seinem Gefühle überwältigt, hob die Farbige zu sich auf und schloß sie in seine Arme. Er küßte sie und sagte ihr gute Nacht, er ahnte aber nicht, daß es der letzte Kuß sei, den er dem Liebling gab.

„Nun gehe zur Ruhe, beste Rosiana, der Himmel gebe Dir einen besänftigenden Schlaf und beruhige Dein Herz. Bis morgen, mein Mädchen," sagte er, indem er sie zu dem Eingange geleitete, ihr nochmals die Hand

drückte und dann die Thür hinter ihr schloß. Rosiana mußte sich an der Wand halten, um nicht in die Kniee zu sinken, denn ihre Kräfte versagten ihr den Dienst; da schlang ihre Mutter zärtlich den Arm um sie und bat sie, sich von ihr nach ihrer Stube geleiten zu lassen. Sie gingen hinauf, und in dem Zimmer angelangt, wollte Morna ihr Kind allein lassen; aber Rosiana fiel ihr mit verzweifelnder Geberde um den Hals und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Was ist Dir denn geschehen, beste Rosiana, Du bist ja ganz außer Dir; sei doch vernünftig, Du weißt doch, wie ich Dich liebe und wie der Herr an Dir hängt; Du bist ja sein Eins und sein Alles. Lege Dich nieder, Du bedarfst der Ruhe; bis morgen, mein Kind," sagte die Negerin, küßte Rosiana nochmals und eilte aus dem Zimmer. Die Mulattin aber stand noch lange regungslos da und blickte auf die geschlossene Thür, während ein heißer Thränenstrom über ihre Wangen rieselte.

Der Abschied war genommen und vor dem umwölkten Geiste Rosiana's erschien jetzt, wie die Sonne zwischen Gewitterwolken, das theure, tröstende Bild des Geliebten. Ihm wandte sie nun wieder ihre Seele zu, ihm gehörte sie für die Ewigkeit an, und mit Sehnsucht im Herzen zählte sie die Minuten bis zur Mitternacht,

wo er ihrer an der Gartenpforte harren wollte. Sie hatte die wenigen Gegenstände, die sie ihr eigen nannte, in ein Tuch zusammengebunden, hatte ihren Shawl und Schleier zurecht gelegt und setzte sich an das offene Fenster, um die Schläge der nahen Thurmglocke zu hören. Es war elf Uhr vorüber, tiefe Ruhe herrschte im Hause und im Garten, es schlug halb zwölf, Rosiana stand auf, schlich sich aus dem Zimmer und leise bis zu der Treppe und horchte hinab nach der Thür des Pfarrers. Alles war ruhig. Sie kehrte zu dem Fenster zurück und lauschte in die Nacht hinaus. In weiter Ferne glaubte sie das Rollen eines Wagens zu vernehmen, es kam näher, sie hörte es jetzt deutlich hinter dem Garten, und dort war es plötzlich verhallt. Die Glocke schlug drei Viertel. Schnell schloß Rosiana das Fenster, klopfte an den Vogelbauer, um den kleinen gefiederten Liebling aus seinem Schlaf zu wecken und ihm Lebewohl zu sagen, dann hüllte sie sich rasch in den Shawl und Schleier, ergriff mit bebender Hand das Tuch mit ihren Sachen, legte den Brief an den Pfarrer Nelson auf ihren Tisch, löschte das Licht aus und glitt lautlos die Treppe hinab und aus der Hausthür in den Garten. Noch einen schmerzlichen, herzinnigen Abschiedsblick warf sie zurück auf die Wohnung, in der ihr so viel Trost, so viel Liebe zu Theil geworden war

und eilte mit zitterndem Herzen der Gartenpforte zu. Sie trat aus derselben hervor und wurde von den Armen des Geliebten umfangen. Er hob sie rasch in das Cabriolet, schwang sich neben sie in den Sitz und im fliegenden Trabe sausten sie, von dem kräftigen Rappen gezogen, zur Stadt hinaus.

Ende des ersten Bandes.





